



Lutherische Heimat Sibirien

Das kleine Bethaus der lutherischen Gemeinde Nowosibirsk ist in dem Gewirr aus traditionellen Holzhäusern an ungeteerten Straßen nur schwer zu finden. Ausgedehnte Viertel wie diese, in denen kein Haus an fließendes Wasser angeschlossen ist, umgeben jede russische Großstadt. Nachdem mehrfach Passanten den Weg gewiesen haben, erreicht der Kleinbus das Häuschen mit den weiß-blau gestrichenen Fensterläden. Auf einem Holzschild steht in lateinischen und kyrillischen Buchstaben: »Evangelisch-lutherisches Bethaus«.

Wir werden herzlich von etwa 25 Anwesenden, zumeist ältere Frauen mit Kopftuch und wenige Männer, begrüßt. In dem zu einem Betsaal umgebauten ehemaligen Wohnzimmer stehen die Stühle rund um einen mit Blumen geschmückten Altar. An den Wänden hängen Bibelsprüche in alter gotischer Schrift. Wir lauschen den getragenen Gesängen, die auf den Gottesdienst einstimmen. Die Gesangbücher wurden im Jahr 1887 für den Gebrauch in den Wolgadeutschen Gemeinden gedruckt; daneben ist ein Gemeinschaftsliederbuch in Verwendung.

Als der Pfarrer im Talar auftritt, beginnt der Gottesdienst in der uns gewohnten Form. Überrascht sind wir, als beim Vaterunser die alten Worte »Vater unser, der du bis im Himmel...« gesprochen werden. Direkt nach dem Segen folgt überraschenderweise ein zweiter Gottesdienst. Er besteht aus drei Predigten der Brüder - wie die Gemeindeführer genannt werden, dank deren Einsatz die lutherischen Gemeinden auch in der Not- und Verfolgung der Sowjet-

zeit bestehen konnten - und vielen Gesängen. Ungewohnt ist schließlich das »Murmeln«, bei dem die gesamte Gemeinde kniend auf dem Boden halblaut frei gesprochene Gebete murmelt. Nach den Gottesdiensten versuchen wir im Vorhof miteinander ins Gespräch zu kommen. Es ist nicht ganz einfach, weil viele der Russlanddeutschen die deutsche Sprache nur noch aus dem Gottesdienst kennen. So hilft der hier seit zwei Jahren mit seiner Frau tätige Pfarrer Michael Fendler bei der Übersetzung. Das Ehepaar wurde von der Hannoverschen Landeskirche ausgesandt und war zunächst 7 Jahre in der Großstadt Abakan im Altaigebiet tätig, bevor es vor zwei Jahren in die sibirische Metropole Nowosibirsk kam. Michael Fendler ist daneben als Propst für die gesamte Region Sibirien zuständig, die mehrere tausend Kilometer von Tomsk im Westen bis nach Irkutsk reicht. »Unsere Aufgaben als Pfarrer sind hier, die russlanddeutschen Brüdergemeinden zu begleiten und Wege in die Zukunft zu finden«, berichtet Fendler. Tatsächlich: Die meisten Russlanddeutschen sind im vergangenen Jahrzehnt nach Deutschland ausgewandert. Nur ein kleiner Rest ist geblieben - zumeist alte Leute. Bald werden es nicht mehr genug sein, um regelmäßig die altbekannten Gottesdienste feiern zu können. Der Propst kann jedoch Zukunftsperspektiven aufzeigen: »Wir gehen nun verstärkt auf junge Leute zu. Das heißt aber auch, dass sich die Gemeinden stark ändern werden. In erster Linie geht es darum, dass die Gottesdienste auf Russisch gehalten werden und wir

Inhalt

■ Artikel

Dr. Peter Baumann,
Lutherische Heimat Sibirien 41

Dr. Christine Marx,
Motorrad und Kirche 43

Dr. Wolfgang Kraus,
Judenmission und
Frauenordination 44

Martin Fromm u.a.,
Offener Brief 48

Dr. Johannes Friedrich,
Dr. Dorothea Deneke-Stoll
Antwort 49

Hans-Hermann Münch,
Die Juden zuerst und auch
die Griechen 50

Dr. Haringke Fugmann,
Gemeinschaft im Gottesdienst 46

Abendmahl 47

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 54

■ Aussprache

Dr. Peter Bubmann,
Universalismus an der
Universität 52

Dr. Walter Sparr,
Mit Pluralität umgehen lernen 53

Urs Espeel,
Fürbitte, nicht Gegenbitte! 53

■ Hinweis

Hochschule für Kirchenmusik,
Eignungsprüfungen 51

Externe C-Prüfung 53

■ Ankündigungen

moderne Lieder singen.« Erste Erfolge sind auszumachen. Seit einiger Zeit steht am Sonntag nachmittag in dem Bethaus ein weiterer Gottesdienst auf dem Programm, der vor allem von jüngeren Leuten besucht wird. Ein kleiner Anfang ist gemacht, damit die lutherische Kirche in Sibirien auch eine Zukunft hat.

Fendler erinnert an die Geschichte der Kirche: »Viele wissen nicht, dass die Evangelisch-lutherische Kirche in Sibirien eine lange Tradition hat. Sie begann mit den ersten Lutheranern aus Deutschland, die sich als Bergleute oder Militärs im Dienste der Zaren östlich des Urals niederließen. Später kamen auch Bauern hinzu, für die es in dem stark besiedelten Wolgagebiet keinen Platz mehr gab. Erste Kirchen entstanden in Omsk und Irkutsk schon am Ende des 18. Jahrhunderts.« Stärker im Bewusstsein haften geblieben ist die Leidensgeschichte im 20. Jahrhundert. In der Stalinära waren die Christengemeinden systematisch verfolgt worden und nach 1941 wurden die ehemals westlich des Urals lebenden Russlanddeutschen in den Osten deportiert. Eigentlich ist es ein Wunder, wie unter diesen Bedrängungen Christen an ihrem Glauben festhielten, sich in den Wohnzimmern zu Gebet und Bibelauslegung trafen und im Geheimen die Kinder taufte.

Mit der Perestrojka in den 1990er Jahren wurde der äußere Druck gelockert, doch die meisten Russlanddeutschen zog es in ihre »innere Heimat«, nach Deutschland. Zwar versuchte man mit der Einrichtung autonomer deutscher Landkreise in Asovo bei Omsk und Halbstadt im Altaigebiet den Deuschstämmigen eine Möglichkeit zum Bleiben zu geben, doch war die Lage in Russland damals so katastrophal, dass sich die meisten für eine Ausreise entschieden.

»Wie sieht die Heimat unserer russlanddeutschen Gemeindemitglieder aus, die an manchen Orten in Bayern zwei Drittel der Gemeinde ausmachen?« - Unter diesem Motto stand eine Studienfahrt des Pastorskollegs Neuendettelsau, an der zwölf bayerische Pfarrer mit dem Studienleiter Christian Eyselein teilnahmen. Die Gruppe besuchte fünf Großstädte entlang der Transsibirischen Eisenbahn, deren lutherischen Gemeinden von Pfarrern betreut werden, die das Missionswerk Hermannsburg der Hannoverschen Landeskirche entsandt hat. So waren stets Ansprechpartner vor Ort vorhanden und Kontakte konnten schnell geknüpft werden. Die Situati-

on der Gemeinden gestaltet sich in den Orten sehr unterschiedlich, so dass die Reisegruppe einer weiten Bandbreite des evangelischen Lebens innerhalb von zwei Wochen begegnete.

Die erste Station der Reise war Omsk, eine am Irtytsch gelegene Millionenstadt. Das 1995 eröffnete lutherische Kirchenzentrum war mit großer finanzieller Beteiligung der Bundesregierung errichtet worden. Hier ist Pfarrer Jevgenij Lukinov tätig, einer der ersten Absolventen des neuen russischen lutherischen theologischen Seminars von Nowo-Saratowka bei St. Petersburg. Die in günstiger Lage in der Nähe des Bahnhofs gelegenen Gemeinderäume werden gut durch Bibelkreise und Gemeindegruppen genutzt; viele junge Menschen sind hier anzutreffen. Die Gemeinde hat einen eigenen Dolmetscher angestellt, um die vielen Besuchergruppen aus dem Ausland gut zu begleiten. Jeweils drei Monate im Jahr ist hier auch der hannoversche Pfarrer Dieter Grimmsmann tätig, über den alle Verbindungen nach Deutschland laufen.

Eine Nachtzugreise in den bequemen Liegewagen der Transsibirischen Eisenbahn entfernt liegt die »Hauptstadt« Sibiriens, Nowosibirsk, über deren Hausgemeinde im Schatten der in die Höhe strebenden Hochhäuser eingangs berichtet wurde.

Ein städtebauliches Juwel ist die 500 km entfernte Stadt Tomsk mit ihren vielen reich mit Schnitzverzierungen versehenen Holzhäusern, die meist im 19. Jahrhundert errichtet wurden. In einem solchen markanten, blau-weiß gestrichenen, renovierten Gebäude residiert das russisch-deutsche Haus, in dem das kulturelle Erbe der Russlanddeutschen gepflegt werden soll. Besonders stark sind dabei die Volksmusik- und Volkstanzgruppen vertreten. Der Leiter der Einrichtung, Viktor Adam, berichtet auch von einem starken Interesse an den Deutschkursen, die nicht nur Menschen mit deutschen Vorfahren besuchen. Auffällig ist, dass weder Viktor Adam noch die Leiter anderer deutsch-russischer Kulturinstitutionen fließend deutsch sprechen. Das Deutsche wird hier vor allem als Kulturerbe verstanden; viele Russlanddeutsche kommen in ihrem Alltag nicht mehr mit ihrer Muttersprache in Berührung.

Eine leidvolle Erfahrung musste die lutherische Gemeinde in Tomsk machen. Im Jahr 2006 wurde aus Mitteln der Stadt Tomsk eine neue lutherische Kirche errichtet. Ein einmaliger Vorgang,

der den historischen Verlust kompensieren sollte. Diese Kirche wurde auch von Frau Dr. Angela Merkel an ihrem Eröffnungstage besucht. Doch leider hat eine andere lutherische Gemeinde, die zu einer Splittergruppe gehört, sich die Besitzrechte erschlichen. Die Folge waren Streitereien um den Zugang in die Kirche und Auseinandersetzungen um das Recht Gottesdienste feiern zu dürfen. Erst nach vielen vermittelnden Gesprächen scheint es langsam zu einer Verständigung zu kommen.

Wieder eine Nachtzugreise entfernt liegt am Fluss Jennisei die Millionenstadt Krasnojarsk, die vor der Perestrojka für Ausländer gesperrt war. Die evangelischen Christen treffen sich zur wöchentlichen Bibelstunde in einer Wohnung in einem Hochhaus in den Vororten. Wir lernen dort zwei junge Menschen kennen: einen Mann, der kürzlich nach vielen Wochen Unterricht getauft wurde, und eine Frau, die für Kinder Bibelstunden und Freizeitaufenthalte anbietet. Für die sonntäglichen Gottesdienste wird ein Saal in einem zentral gelegenen kleinen Theater angemietet, der mit öffentlichen Verkehrsmitteln aus allen Teilen der riesigen Stadt gut erreichbar ist.

Die letzte Station der Reise ist Irkutsk. Von der alten lutherischen Gemeinde, die im 19. Jahrhundert eine zentral gelegene Kirche ihr Eigen nennen konnte, ist nichts mehr vorhanden. Doch in der benachbarten Industriestadt Schelechow ist unter Leitung von Pastor Thomas Graf Grote eine neue junge Gemeinde gewachsen. Graf Grote war als Holzhändler in diese Region gekommen und suchte Anschluss über seine Bindung an die Kreuz-Pfadfinder. Schnell wuchs durch sein Engagement deren Arbeit und inzwischen bestehen über 20 Pfadfindergruppen. In dem kleinen Pfadfinderhaus nahe dem Bahnhof werden sonntags die Gottesdienste mit modernen Liedern zur Gitarre gefeiert. Inzwischen hat Graf Grote eine Russin geheiratet und hat sich durch einen Fernkurs an der schon erwähnten Akademie Nowo-Saratowka zum Pfarrer ausbilden lassen. Die junge Gemeinde unter Führung des dynamischen Pfarrers strahlt missionarische Freude und Offenheit aus.

Bei einem Stadtbummel durch Irkutsk fällt auf, dass viele alte Gebäude schön renoviert sind und in den Läden nahezu alles zu kaufen ist, was es bei uns auch gibt. Da die Preise ein ähnliches Niveau wie in unserem Land haben, das Durch-

schnittseinkommen jedoch bei 300 Euro liegt, bleiben viele Dinge den wenigen Reichen vorbehalten. Dennoch muss niemand mehr hungern und die Arbeitslosigkeit ist stark gesunken. Sibirien ist wieder eine aufstrebende Region, denn unter der Erde lagern alle Rohstoffe, die für die Industrie interessant sind. Vor allem die Erdöl- und Erdgasfunde gaben neuen Auftrieb.

Ein letzter Ausflug führt die Reisegruppe an den Baikalsee. Die Sonne scheint und man hat einen wunderbaren Ausblick auf die hohen schneebedeckten Berge am anderen Seeufer. Die Reise hat die Vielfalt des evangelischen Lebens östlich des Urals vor Augen geführt. Die Gemeinden sind klein, was wird aus ihnen werden? Das Interesse Deutschlands an der Heimat der Russlanddeutschen ist stark gesunken, seit die meisten von ihnen ausgesiedelt sind.

Es sind aber vielfältige neue Ansätze zu spüren, denn letztlich hat die verordnete Religionslosigkeit der Sowjetzeit zu einem spirituellen Vakuum bei vielen Menschen geführt. Sie sind auf der Suche nach einer religiösen Heimat, und manche von ihnen finden sie bei den lutherischen Gemeinden. Diese missionarische Chance darf nicht vergeben werden. Die Evangelischen in den Weiten Sibiriens haben eine Chance, wenn sie sich öffnen von den alten deutschsprachigen Gemeinden zu solchen, in denen alle willkommen sind. Pastor Fendler: »Wir möchten das uns Mögliche dafür tun, dass wir die Gemeinden auf diesem missionarischen Weg begleiten!«

*Dr. Peter Baumann,
Pfarrer in Henfenfeld*

Teilnehmer an dem Reisekurs des Pastorkollegs vom 9.-24.9.2008

Motorrad und Kirche

Ein schöner Herbstnachmittag auf dem Hesselberg. Eine Gruppe mit etwa einem dutzend Motorrädern hält vor dem Evangelischen Bildungszentrum. Es sind die Teilnehmenden an dem Jahrestreffen der Initiative »MEV«, Motorrad Evangelisch.

Die drei Sprecher der Initiative, die Pfarrer Stefan Lipfert, Frank Möwes und Bernd Reuther sind mit mir zum Interview verabredet.

C.M.: Sie sind hier auf dem Hesselberg um ein Konzeptpapier für Motorrad und Kirche zu entwickeln. Arbeiten Sie während des Fahrens?

Frank Möwes: Nein, aber an so einem schönen Nachmittag die Maschinen in der Garage zu wissen und selber im Seminarraum sitzen, das geht nicht! Wir haben auch heute Abend noch genügend Zeit.

Bernd Reuther: Außerdem muss man ja auch immer wieder – im wahrsten Sinne des Wortes – erfahren, um was es eigentlich geht.

C.M.: Motorrad Evangelisch, warum?

Stefan Lipfert: Wir haben in den letzten Jahren festgestellt, dass an vielen Orten unserer Landeskirche Veranstaltungen für Motorradfahrer statt finden. Motorradgottesdienste, gemeinsame Ausfahrten und vieles mehr. Wir in Oberfranken fahren traditionell gemeinsam

nach Hamburg zum großen Motorradgottesdienst und organisieren noch viele weitere Ausfahrten und Gottesdienste, Frank macht seine »Spirittouren«, hier am Hesselberg gibt es Seminare »Motorrad und Meditation« sowie »Motorrad-MännerLeben« und damit beginnt erst die lange Liste bayernweiter Aktivitäten.

B.R.: Genau und in typisch evangelischer Freiheit erfindet jeder in jeder Ecke immer wieder das Rad selber, heißt er bastelt selber seinen Gottesdienst, macht selbst die Werbung für seine Veranstaltung und so vieles mehr.

F.M.: Vernetzung ist hier nötig, auch um effektiver arbeiten zu können.

B.R.: Außerdem ist es auch für einen selbst wichtig und hilfreich, sich mit anderen, die mit dem gleichen Thema unterwegs sind, zu treffen und auszutauschen.

C.M.: Vernetzung also ist Ihr eines großes Ziel. Gibt es noch weitere?

F.M.: Wir wollen natürlich auch unsere Arbeit weiter in der Landeskirche verankern und auch erreichbar sein, etwa durch Beauftragungen in unseren jeweiligen Dekanaten. Andere Landeskirchen haben einen hauptamtlichen Beauftragten für Motorradfahrer, aber so weit den-

ken wir noch nicht.

S.L.: Besonders wichtig ist uns auch, dass wir mit der Motorradarbeit Menschen in den Blick bekommen, die sonst schon fast sprichwörtlich weniger in der Kirche vorkommen, nämlich Männer zwischen 40 und 60, heute mittlerweile die Hauptgruppe unter den Motorradfahrern.

C.M.: Beauftragte für Motorradfahrer, warum nicht auch für Taubenzüchter?

B.R.: Weil Taubenzüchter nicht nach Gottesdiensten anfragen und für diese ihr Hobby augenscheinlich – ohne einem Taubenzüchter nahe treten zu wollen – nicht in Verbindung steht mit Fragen nach Freiheit und Lebensführung, Sinn und Erfüllung. Es ist ja nicht so, dass wir ein Angebot schaffen wollen und damit nach Kundschaft suchen, sondern eher umgekehrt. Motorradgruppen fragen nach Gottesdiensten und Segen, andere nach Gemeinschaft und Austausch, wieder andere nach Sinn in ihrem Leben gerade in Umbruchphasen. Viele Menschen, die wir erleben verbinden ihre Fragen und Sehnsüchte mit ihrem Hobby auf zwei Rädern.

C.M.: Ihr Traum, evangelische Motorradarbeit in Bayern in zehn Jahren.

S.L.: Ist über Intranet bayernweit vernetzt und erreicht mit allen ihren Angeboten die Menschen, die danach suchen.

B.R.: Ist ökumenisch organisiert.

F.M.: Und hat ein jährliches Großevent, auf dem sich alle Interessierten treffen. Mit Gottesdienst und Fahrtrainings, Austauschbörsen und auch Kontakten zu Industrie und Handel.

Das Gespräch führte Dr. Christine Marx, EBZ-Hesselberg

Kontakt zur Gruppe MEV:

frank.moewes@gmx.de, nächstes Jahrestreffen der Mitglieder 11. – 13.10.09 Ort wird noch bekannt gegeben. Jeder Zuwachs ist gerne willkommen!

Judenmission und Frauenordination

Judenmission und Frauenordination – was haben beide Themen miteinander zu tun? Die kurze Antwort lautet: Über beide Themen wurde bzw. wird noch in den Kirchen heftig diskutiert. Beide Themen sind vom Neuen Testament her nicht dadurch zu begründen oder zu widerlegen, dass Bibelstellen zitiert werden, weil es in beiden Fällen Belege für pro und contra gibt. Beide Fragen verlangen vielmehr theologische Sachentscheidungen.

Dieser Sachverhalt gilt im übrigen auch für andere theologische Themen (Rechtfertigung *sola fide*, Zweite Buße, Homosexualität, Verhältnis Kirche und Staat usw.). Bei der Rechtfertigungslehre hat die Evangelische Kirche stets mit Paulus (Röm 3,28) gegen Jakobus (Jak 2,24), bei der Frage der Zweiten Buße gegen den Hebräerbrief (Hebr 6,4–6) mit dem 1. Johannesbrief (1Joh 1,7–10) oder Paulus (Röm 8,38f) entschieden. Es gehört zum theologischen Handwerkszeug, das jede/r Studierende lernt, dass das Neue Testament nicht »biblizistisch« ausgelegt werden kann, und dass die unterschiedlichen Aussagen des Neuen Testaments nicht als »dicta probantia« zitiert werden dürfen, sondern theologische Schwerpunktsetzungen und Sachentscheidungen erfordern.

Frauenordination ist in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern inzwischen zum Normalfall geworden – und das zu Recht und zwar aus theologischen Gründen. Das war nicht immer so. Als die Landesynode der ELKB sich dafür entschied, Frauenordination zuzulassen, hat der damalige Landesbischof Herrmann Dietzfelbinger sein Amt niedergelegt. Dass es im NT Belege gibt, die gegen öffentliches Reden von Frauen im Gottesdienst der christlichen Gemeinden und damit zumindest implizit gegen eine Frauenordination stehen, sollte niemand bestreiten. 1Kor 14,33b–36 ist in dieser Hinsicht eindeutig. Daneben stehen jedoch allein bei Paulus Stellen wie 1. Kor 11,5; Gal 3,28; Röm 16,7 usw. In 1. Kor 11,5 geht Paulus davon aus, dass Frauen in der Gemeindeversammlung weissagen (propheteuen), also öffentlich reden. Nach Gal 3,28 ist die Zurückstufung der Frau, wie sie in der Antike meist üblich war, in Christus aufgehoben (*hier ist nicht männlich noch weiblich*). Und in Röm 16,7 hat die Überlieferung des griechischen

Textes aus einer Apostolin *Junia* durch andere Akzentsetzung einen Mann namens *Junias* gemacht – ein Name, der sonst nicht belegt ist. Es gab also, so ist unzweideutig zu folgern, zur Zeit des Paulus Apostolinnen. 1. Kor 14,33b–36 wird in der neueren Exegese (sowohl von Protestanten als auch von Katholiken) nahezu durchgängig als nachpaulinische Interpolation angesehen, die aus einer Zeit stammt, in der die Frauen wieder aus der öffentlichen Wortverkündigung und der Gemeindeleitung verdrängt worden waren.

Nun würde die Erkenntnis einer Interpolation noch kein Argument gegen die bleibende Relevanz eines Textes bedeuten. Aber wenn der Text mit anderen Belegen aus dem NT in Beziehung gesetzt und theologisch abgewogen wird, dann ergibt sich aus theologischen Gründen – im Sinn einer Sachentscheidung – dass 1. Kor 14,33b–36 die Frauenordination nicht mehr verhindern darf. Wer meinte, mit 1. Kor 14,33b–36 weiterhin biblizistisch gegen Frauenordination argumentieren zu sollen, müsste sich fragen lassen, wie er es denn mit dem sog. Aposteldekret (Apg. 15,20.29) halten wolle. Die Apostelversammlung in Jerusalem ging nach lukanischer Darstellung eindeutig davon aus, dass in den christlichen Gemeinden auch von sog. Heidenchristen nur geschächtetes Fleisch gegessen wird – anders als Paulus in 1. Kor 8–10; Röm 14,14. Letztere Praxis hat sich zwar durchgesetzt. Aber ist sie so einfach legitim? Jakobus und seine Leute würden das vermutlich bestreiten. Paulus war immerhin in Röm 14,15 und dem folgenden Abschnitt der Meinung, dass um der Liebe willen nötigenfalls von den »Starken« Verzicht gefordert sei. Das Argument, das Problem sei in rein heidenchristlichen Gemeinden geschichtlich überholt, sagt noch nichts über die heutige theologische Relevanz der damaligen Anweisungen. Biblizistische Argumentation, die keine theologische Bewertung vornimmt, führt weder hier noch dort weiter. Wir sind gewohnt, theologische Bewertungen vorzunehmen – aber machen wir uns das immer bewusst?

Judenmission galt in der längsten Zeit der Kirchengeschichte als die einzige Möglichkeit, wie Juden des Heils teilhaftig werden können. Kämen Juden nicht zum Glauben an Christus, so seien

sie den ungläubigen Heiden gleichgestellt und gingen damit verloren, auch wenn sie sich als Nachkommen des alttestamentlichen Gottesvolkes Israel fühlen würden. Die Erwählung Israels sei durch die Ablehnung Jesu als des Messias auf die Kirche übergegangen. So war es jahrhundertlang (von ganz vereinzelt Ausnahmen abgesehen) die Position in der Kirche.¹

»... Indem Israel den Messias kreuzigte, hat es seine Erwählung und Bestimmung verworfen. ... Die Erwählung Israels ist durch und seit Christus auf die Kirche aus allen Völkern, aus Juden und Heiden, übergegangen.« So liest man es noch im sog. Darmstädter Wort zur Judenfrage, das der Bruderrat der Evangelischen Kirche im Jahr 1948 verabschiedet hat.²

Zwei Jahre später, bei der Synode in Berlin Weißensee 1950 verabschiedete die Synode der EKD einen anderen Text. In ihm heißt es:

»... Wir glauben an den Herrn und Heiland, der als Mensch aus dem Volk Israel stammt. ... Wir glauben, daß Gottes Verheißung über dem von ihm erwählten Volk Israel auch nach der Kreuzigung Jesu Christi in Kraft geblieben ist.«³

Chronologisch gesehen sind die beiden Erklärungen nur zwei Jahre auseinander – theologisch gesehen liegt eine kopernikanische Wende dazwischen: Israel ist verworfen, die Erwählung ist nach der Kreuzigung auf die Kirche übergegangen – Israel steht auch nach der Kreuzigung bleibend unter der Verheißung Gottes. Beide Positionen sind theologisch unvereinbar.

Inzwischen hat sich die Position von 1950 in allen kirchlichen Erklärungen durchgesetzt und das gilt auch für das bayerische Synodaldokument von 1998: Die göttliche Verheißung für Israel als Gottesvolk besteht noch immer. Der Bund ist nicht aufgekündigt.⁴

Wie kommt es in der Kirche zu einer solchen Wende? Und was folgt daraus für das Thema Judenmission?

Noch im Jahr 1964 war die Erklärung von Berlin Weißensee hoch umstritten. Günther Harder, damals Neutestamentler in Berlin, hielt einen Vortrag, der mit dem Hinweis darauf endete, es gebe in der Kirche – insbesondere in theologisch konservativen, lutherisch-konfessionellen Kreisen – noch immer Gegenstimmen, die der Verwirklichung der Erklärung von Berlin Weißensee entgegenstünden, in der das Volk Israel weiterhin als das erwählte Volk betrachtet

Fortsetzung S. 47

Neues über: Gemeinschaft im Gottesdienst

Der folgende Beitrag präsentiert einige Ergebnisse der Bayreuther Studie und der GfK-Untersuchung des Gottesdienst-Instituts Nürnberg zur Gemeinschaft im Gottesdienst.¹

Das Bedürfnis nach Gemeinschaft

Unter den befragten Kirchgängern ist das Bedürfnis nach Gemeinschaft im Gottesdienst stark ausgeprägt. Man will in einer Gemeinschaft feiern, das Zugehörigkeitsgefühl empfinden und das Miteinander erleben und Kommunikation pflegen. Dabei »erfüllt der Gottesdienst [selbst] das Bedürfnis nach sozialen Kontakten.«

Was Gemeinschaft ist

Die Gemeinschaft, von der hier gesprochen wird, wird einerseits als von Gott her bestimmt und auf Gott hin ausgerichtet beschrieben. Eine Person formuliert es so: Notwendig ist die »Bereitschaft des Einzelnen ... sich darauf einzulassen ... auf die Gemeinschaft, die da versammelt ist ... und auf diese Gottesbegegnung oder wie man das bezeichnen will. ... Ich bin jetzt offen für das, was kommt, ... für die religiös transzendente Seite.«

Im Blick auf die »horizontale Ebene« der Gottesdienstbesuchenden ergibt sich andererseits, dass Gemeinschaft vorwiegend als ein gemeinsames »Ausgerichtetsein« beschrieben wird: Es geht um das gemeinsam ausgerichtete Schauen auf Altar, Kanzel oder Lesepult und um das gemeinsam ausgerichtete Hören, Singen und Beten. Gemeinschaft verweist also auf ein »Zugehörigkeitsgefühl« und die Tatsache, dass man zusammen Gottesdienst feiert. (Dabei wird deutlich, dass die Liturgie ein Gemeinschaftsakt ist, der sich von der häuslichen Frömmigkeitspraxis erheblich unterscheidet.)

Vor oder nach dem Gottesdienst pflegt man eine andere Art von Gemeinschaft, z.B. indem man sich vor der Kirchentüre oder im Vorraum miteinander unterhält. Allerdings wird betont, dass es damit dann auch genug ist: »Ich muss jetzt dann nicht unbedingt mit den Leuten, ... mit denen ich im Gottesdienst singe, mit denen muss ich dann nicht unbedingt Kaffee trinken.«

Was Gemeinschaft nicht ist

Wenn Sonntagskirchgänger von Gemeinschaft im Gottesdienst sprechen, meinen sie damit nicht, dass sie dazu ihre Anonymität aufgeben wollen. Die eigene Unbekanntheit kann durchaus erwünscht sein, wie ein befragte Person erklärt: »Ich habe kein Bedürfnis, dass mich da jeder sieht, dass ich jetzt auch da war. Das will ich nicht.«

Ein zweites Missverständnis ist zu klären: Wenn Sonntagskirchgänger von Gemeinschaft sprechen, haben sie deswegen noch kein Interesse an sozialen Interaktionen. Im Gegenteil werden Aktionen wie etwa das Austausch des Friedensgrußes mit körperlicher Berührung von manchen gar als Zumutung empfunden: »Ich schalte immer ab, wenn es darum geht, seinem Banknachbarn die Hand zu geben und Friede sei mit dir zu wünschen. Das kann ich einfach nicht. Also das ist mir so fern und das will ich irgendwie nicht. Ich mache es dann zwar manchmal trotzdem, aber wenn mir dann jemand die Hand gibt, dann merke ich dann bei mir, das ist jetzt nicht unbedingt aufrecht. Ich kann das nicht zu jemandem Wildfremden sagen. Na, ich mache es halt, weil man es in der Kirche scheinbar so macht. Aber das gefällt mir einfach überhaupt nicht. ... Dabei bin ich total offen, aber wenn ich es will. Es ist etwas Aufgesetztes daran, aber ich schaffe es trotzdem nicht, mich zu wehren und zu sagen: Das mache ich nicht.«

Schließlich findet auch das Aufschreiben von Gebeten auf Zetteln wenig Gegenliebe unter den Befragten.

Ausnahmen

Wie die GfK-Untersuchung nahelegt, gibt es hier zwei Ausnahmen: Sonntagvormittagsgottesdienstbesuchende akzeptieren soziale Interaktionen dann, wenn sie miteinander vertraut sind bzw. wenn – wie mancherorts der Friedensgruß mit Handschlag – die Interaktion ein Teil des vertrauten Ritus geworden ist.

Schlussfolgerungen

Einige der Befragten, die den Sonntagsgottesdienst besuchen, suchen dort Ge-

meinschaft mit Gott und mit anderen. Diese Gemeinschaft erleben sie darin, dass sie gemeinsam nach vorne ausgerichtet sind und gemeinsam das Gleiche tun (hören, singen und beten).

Während die befragten Kirchgänger einerseits diese Art von Gemeinschaft suchen, haben sie andererseits kein Bedürfnis, ihre Anonymität aufzugeben oder mit anderen aktiv zu interagieren. Solche Aktionen (und besonders jene, bei denen man sich berühren soll) sind unbeliebt, wenn man sich nicht kennt oder davon überrascht wird. Daraus ergeben sich u.a. folgende Konsequenzen:

1. Wir sollten anerkennen, dass es unterschiedliche Formen von Gemeinschaftsbedürfnis gibt. Wo Gemeinschaft automatisch mit persönlicher Vertrautheit und aktiver Interaktion assoziiert wird, erfährt sie eine Engführung, die nicht unbedingt dem Bedürfnis der Laien entspricht. So ist wertzuschätzen, dass Kirchgänger beim gemeinsamen Bekennen ihres Glaubens, beim Singen, beim Hören auf das Wort Gottes und beim Beten des Vaterunsers ein Gemeinschaftsgefühl erleben, das für sie positiv besetzt ist und in ihren Augen völlig genügt.
2. Obgleich der Friedensgruß zwischen Kirchgängern (sei es mit Handschlag o.ä.) gerade bei Geistlichen und sehr kirchlich Orientierten beliebt ist, sollte er besser nicht praktiziert werden. Kirchgänger, die unregelmäßig kommen (das ist die Mehrheit) schätzen ihn nicht unbedingt. Gleiches gilt für das Händehalten beim Abendmahl.
3. Der rechte Ort, um Gemeinschaft im Sinne persönlicher Nähe und Interaktion zu pflegen, ist der Kirchplatz, der Vorraum oder das Gemeindehaus. Die rechte Zeit dafür ist vor oder nach dem Gottesdienst. Allerdings sollte man hier keine hohen Ansprüche haben. Wer mit anderen Menschen Gottesdienst feiert, hat deshalb nicht automatisch das Bedürfnis, mit ihnen vertraut zu sein.

*Dr. Haringke Fugmann,
Gottesdienstinstitut Nürnberg*

Anmerkungen:

1. Handreichung von Hanns Kerner, Der Gottesdienst. Wahrnehmungen zum Gottesdienst aus einer neuen empirischen Untersuchung..., 2007, Nürnberg. Sämtliche Nachweise sind dort zu finden. Zu beziehen: www.gottesdienstinstitut.org

Neue Erkenntnisse über: Abendmahl (3)

Der folgende Beitrag präsentiert einige Ergebnisse der Bayreuther Studie und der GfK-Untersuchung des Gottesdienst-Instituts Nürnberg zum Abendmahl.¹

Die Relevanz des Abendmahls

Für manche Befragten ist das Abendmahl wichtig. Wir finden im Interviewmaterial Äußerungen wie: »Häufig ist dann auch der Abendmahlsbesuch wichtig für mich.« Oder: »Ich gehe in den Gottesdienst, um Gottes Wort zu hören, die Liturgie mitzufeiern, das Abendmahl mitzufeiern, falls es stattfindet.«

Auf der anderen Seite gibt es jene, die es stört, wenn im Gottesdienst Abendmahl gefeiert wird. Das ist dann ein Grund, den Gottesdienst nicht zu besuchen.

Schließlich erfahren wir, dass es auch Kirchgänger gibt, die das Abendmahl nur als eine Art Pflichtübung über sich ergehen lassen. So sagt eine Frau: Man »geht hin, denkt sich: Was soll das sein? Also, dann muss man zwanghaft etwas Religiöses hineininterpretieren, aber es ist in dem Sinne nicht einfach, dass man sagt: Ich mache das gerne. Das wirkt dann eher ein bisschen wie eine Pflichtübung.«

Bayerische Abendmahlslokaltraditionen

Aus dem Interviewmaterial geht hervor, dass es unter den befragten evangelische Getauften in Bayern zwei unterschiedliche Zugänge zum Abendmahl gibt, die stark von der jeweiligen Lokaltradition geprägt sind: Für jene, die das Abendmahl nur zwei- oder dreimal im Jahr feiern, ist es etwas ganz Besonderes. Für jene, die es häufiger feiern, ist es etwas Selbstverständliches. Eine Frau etwa, die es aus ihrer Heimatgemeinde gewohnt war, am Reformationsfest zum Abendmahl zu gehen, war sehr enttäuscht, dass der Reformationsfestgottesdienst in ihrer neuen Gemeinde ohne Abendmahl gefeiert wird.

Abendmahl: Vergebung oder Angenommenwerden?

Auch auf die Frage, was das Abendmahl für die Menschen bedeutet, gibt es im Interviewmaterial zwei unterschiedliche Antworten. Auf der einen Seite findet

sich das in der bayerischen Tradition eher dominierende Verständnis vom Abendmahl als Sündenvergebung: »Es geht beim Abendmahl um die Vergabung der Sünden, dass man da einfach wieder neu anfangen kann.« Auf der anderen Seite wird das Angenommensein durch Gott in den Vordergrund gestellt: Ich muss mich nicht »anbiedern und Gott ein Opfer bringen ... Wenn Gott mir entgegenkommt, kann ich eigentlich ganz normal sein.« Der Aspekt der Vergabung tritt hierbei zurück. Gemeinsam ist beiden Abendmahlsverständnissen, dass mit dem Empfang des Abendmahls ein Gefühl der Gemeinschaft mit Gott einhergeht.

Gemeinschaft beim Abendmahl

Die Gemeinschaft unter den Gottesdienstbesuchenden ist hingegen lediglich ein Randthema im Interviewmaterial. Nur eine Befragte, die selbst alternative Gottesdienstformen bevorzugt und die das Abendmahl beim Sonntagsgottesdienst abschätzig als »Fütterung der 5000« bezeichnet, kommt auf das Gemeinschaftserlebnis beim Abendmahl zu sprechen: »... dass die Leute sich im Kreis aufstellen können und dass dann wirklich so eine Gemeinschaft ist, oder zumindest ein Gemeinschaftsgefühl. Ich trete vor, in einen Kreis ... es gehen dann eben der Pfarrer oder noch ein, zwei Mitarbeiter herum, teilen Brot und Wein aus, also den Kelch und Oblaten und so weiter. Und das war gerade emotional sehr sehr, wie soll ich sagen, erhebend oder mir fehlt jetzt das richtige Adjektiv. Aber, da hat es gestimmt. Das war so eine sehr sinnliche und auch so eine sehr emotionale Erfahrung.«

Die Abendmahlsliturgie

Zur Abendmahlsliturgie finden sich im gesamten Interviewmaterial keine Aussagen. Sie scheint weder überschwängliche Freude auszulösen noch ein Ärgernis zu sein. Lediglich bei der Frage, wie es nach dem Abendmahl weitergeht, wenn auch der Letzte den Wein empfangen hat, wünscht sich eine Befragte, dass an dieser Stelle mehr Zeit für persönliche Andacht wäre: »Oder nach dem Abendmahl, dass dann nicht, wenn die Letzten fertig sind, dass [es] dann sofort weiter geht, sondern dass einfach noch

einmal ... Musik ... kommt. Theoretisch wären [das] so ein paar Sachen, wo man [ein] bisschen auf meditativer machen kann.«

Beobachtungen

Beim Abendmahl, so zeigt das Material, können Menschen ein Gefühl tiefer Verbundenheit mit Gott erleben. Dies ist aber auch schon die einzige nennenswerte Gemeinsamkeit zwischen ihnen, denn in allen anderen Fragen – etwa im Blick auf die Relevanz, die bevorzugte Häufigkeit und die religiöse Bedeutung des Abendmahlsbesuchs, im Blick auf die horizontale Gemeinschaft und im Blick auf die Abendmahlsliturgie – ist festzustellen, dass die Einstellungen, Bedürfnisse und Ansichten erheblich variieren. Dabei ist zu beobachten, dass diese je eigenen Sichtweisen der Laien auf das Abendmahl nicht unerheblich von althergebrachten Traditionen geprägt sind, und dass Laien – im Gegensatz zu Geistlichen – wenig Interesse an hermeneutisch differenzierten und multiperspektivischen Zugängen zur Vielfalt theologischer Abendmahlsverständnisse zeigen.

Schlussfolgerung

1. Der oft propagierte Ansatz, durch eine Erhöhung der Häufigkeit der Abendmahlsfeier eine Stärkung der Relevanz des Abendmahls bei Laien zu bewirken, ist – zumindest nach dem vorliegenden Datenmaterial – nicht besonders erfolgreich. Im Gegenteil zeigt sich: Je seltener das Abendmahl gefeiert wird, desto persönlich relevanter kann es für die Feiernden sein.

2. Abendmahlsverständnisse und -praktiken zeichnen sich durch eine sehr individuelle Profilierung, erhebliche Komplexität und starke lokaltraditionelle Prägungen aus. Liturgische Veränderungen in diesem Bereich sollten daher nur mit allerhöchster Sorgfalt erwogen werden.

3. Die horizontale Gemeinschaft ist für viele Befragte nicht der Zweck ihres Abendmahlsbesuches. Von Versuchen, diese Gemeinschaft durch das Abendmahl zu etablieren oder sie gegen das Gefühl der inneren Stimmigkeit der Teilnehmenden zu veranschaulichen (etwa durch das kollektives Händehalten), ist abzuraten.

Dr. Haringke Fugmann

1. Die Handreichung ist zu beziehen unter: www.gottesdienstinstitut.org.

werde.⁵ Diese Aussage wurde per Zufall im Landeskirchenamt in München bekannt und erregte dort Aufsehen. Einer der Oberkirchenräte holte sich bei Prof. Wilhelm Stählin Rat. Dieser schrieb ihm, dass eine solche Aussage nur zu verstehen sei »im Zusammenhang mit jener Fehlentwicklung einer wortstarken Gruppe unserer evangelischen Kirche, die den Unterschied zwischen ecclesia und Synagoge verwischt, weil sie im Grunde weder an die incarnation noch an die Auferstehung glaubt. ... Es scheint mir also notwendig, daß von autoritativer Seite ein klares Wort zu dieser Afertheologie von der Kontinuität des Volkes Gottes gesagt wird. Ich erinnere mich nicht genau, was auf der Weißenseer Synode 1950 (an der ich teilgenommen habe) gesagt worden ist. Jedenfalls hat die Synode keinesfalls erklärt, daß das Volk Israel weiterhin als das erwählte Volk betrachtet werden soll. Ich kann mir nicht denken, daß die Synode einer solchen offenkundigen Irrlehre zustimmt.«⁶

Die Zeiten haben sich geändert, das ist inzwischen anders. Es gibt keine evangelische Landeskirche in Deutschland mehr, die sich nicht die Position der Synode von Berlin Weißensee zu eigen gemacht hätte. Und es gibt unter den Exegeten kaum mehr jemand, der dies als »offenkundige Irrlehre« bezeichnen würde. Die theologischen Konsequenzen daraus sind jedoch noch nicht gezogen, weder für das Selbstverständnis der Kirche, noch für die Frage der Judenmission.

Dass das Christentum jüdische Wurzeln hat, kann niemand leugnen. Aber es stellt die christliche Identität in ihrem Grundfesten in Frage, wenn anerkannt wird, dass der lebendige Gott das jüdische Volk bleibend zu sich in Beziehung gesetzt hat. Die Kirche muss dann ihr Selbstverständnis so formulieren, dass dabei das jüdische Volk in seinem Selbstverständnis nicht herabgesetzt wird. Die Kirche muss darüber hinaus anerkennen, dass sie nicht allein dasteht als Gottes Volk. Die Kirche ist kein »Einzelkind«, es gibt eine/n ältere/n Bruder/Schwester. D.h. christliche Selbstdefinition (Ekklesiologie) gibt es nur unter Einbezug des Judentums.

Grundlage einer neuen Einstellung zum jüdischen Volk wurde nach 1945 – nach dem Erschrecken angesichts der Schoah und der Erkenntnis der Verantwortung von Christen am Mord an den Juden – vor allem ein Abschnitt aus dem Römerbrief, die Kap. 9–11. Die Argumentation

des Paulus gipfelt in der Aussage, »ganz Israel« werde gerettet (Röm 11,26) und die Juden blieben, auch wenn sie dem Evangelium gegenüber feindlich eingestellt seien, dennoch »Geliebte um der Väter willen, denn Gottes Gnadengaben und Berufung können ihn nicht gereuen« (Röm 11,28f). Über die Exegese von Röm 9–11 gibt es Fülle von kontroverser Literatur. Ein gewisser exegetischer Konsens zeichnet sich in den neueren Veröffentlichungen jedoch ab.

Nun kann man fragen, in welchem Verhältnis dazu Aussagen stehen wie Joh 14,6 (*Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben*) und Apg 4,12 (*es ist in keinem anderen Heil*), wie etwa Mt 28,20 (*gehst hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Völker*) gemeint sei, und warum Paulus mit seinen Ausführungen im Römerbrief den Vorzug vor Johannes, Matthäus und Lukas erhalten sollte. Ohne eine theologisch begründete Sachentscheidung geht es hier – analog zur Frauenordination – nicht. Zählen von Belegstellen führt nicht weiter, wägen ist gefragt.

Am einfachsten ist noch Mt 28,20 zu beurteilen: Nach dem Sprachgebrauch des Matthäus handelt es sich bei der Formulierung »alle Völker« (*panta ta ethne*) gerade nicht um Aufforderung zur Mission unter Juden, sondern um Heidenmission.

Joh 14,6 und Apg 4,12 werden auch von Paulus nicht in Frage gestellt. Auch er geht davon aus, dass das Heilswerk Christi alle Menschen angeht und dass seine Bedeutung eschatologisch erkannt werden wird. Die Frage ist nur, was das gegenwärtig für Konsequenzen haben soll, ob also Judenmission geboten sei oder nicht.⁷

Viel schwieriger jedoch sind Belege zu beurteilen, die implizit oder explizit die bleibende Erwählung des jüdischen Volkes bestreiten (1. Petr 2,9f; Joh 8,42–45; 1. Thess 2,15f). Warum sollte der Römerbrief die Richtschnur sein? Dies lässt sich nur theologisch entscheiden. Aber dafür gibt es sehr starke Gründe:

1) Röm 9–11 ist zwar nicht der einzige Text des Neuen Testaments, der für das Verhältnis Kirche-Judentum relevant ist, aber es handelt sich um den einzigen Text im Neuen Testament, in dem »Israel« eigens zum Thema gemacht wird.

2) Röm 9–11 ist dabei gemäß der gängigen zeitlichen Einordnung der Paulusbriefe die finale Äußerung des Paulus zu diesem Thema.⁸

3) Röm 9–11 ist integraler Bestandteil des Argumentationsgangs im Römer-

brief. Diesen Brief kann man mit E. Lohse sachgemäß als »summa evangelii« bezeichnen.⁹ Dies ist aufgrund der Rechtfertigungslehre so zu beurteilen. Dies ist keine protestantische und schon gar nicht: lutherische Speziallehre, sondern eine Aussage, die theologisch-sachkritisch im Rahmen des Neuen Testaments und im Rahmen der gesamten Bibel bewährt werden muss.

Die kirchenleitenden Organe der ELKB haben in der Erklärung von 1998 formuliert:¹⁰

»Judentum und Christentum sind unterschiedliche Wege gegangen und stellen trotz der gemeinsamen Wurzel zwei verschiedene Glaubensgemeinschaften dar. Dennoch bleibt Israel nach Aussagen des Neuen Testaments das erwählte Gottesvolk (Röm 11,1). Seine Erwählung wird nicht durch die Erwählung der Kirche aus Juden und Heiden aufgehoben. Der christliche Glaube hält an der bleibenden Erwählung Israels fest. Sie hat ihren Grund in der Treue Gottes zu seinen Verheißungen.« (I.4)

»Nach gesamtbiblischem Zeugnis hat Gott das jüdische Volk bleibend zu sich in Beziehung gesetzt. Diese Einsicht wird im Neuen Testament bestätigt und kommt besonders deutlich im Römerbrief des Apostels Paulus zum Ausdruck: »Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen« (Röm 11,29). Gottes unverbrüchliche Treue bleibt auch unabhängig von menschlichem Verhalten gültig. Auch wenn die Mehrheit der Juden Jesus als Messias ablehnt, ist Gottes Verheißung über dem von ihm erwählten Volk Israel in Kraft geblieben. Nach neutestamentlichem Zeugnis versteht sich die Kirche als Gemeinschaft derer, die durch Christus zum Volk Gottes aus Juden und Heiden berufen wurden. Es ist deshalb Aufgabe der christlichen Theologie, das Selbstverständnis der Kirche so zu formulieren, daß dasjenige des jüdischen Volkes dadurch nicht herabgesetzt wird.« (II.1)

Die ELKB hat damit eine verbindliche Aussage gemacht und sich in die Gemeinschaft der anderen Kirchen gestellt. Es wäre jetzt an der Zeit, diese Position auch hinsichtlich eines der damals so bezeichneten »heißen Eisen«, der Judenmission, konsequent fortzuführen.

Wenn es zutrifft, dass das jüdische Volk als Gottesvolk bleibend erwählt ist, dann ist die traditionelle Judenmission eine zwar gutgemeinte, aber doch theologisch fragwürdige Angelegenheit gewesen, denn sie ging davon aus, dass das gegenwärtige »Israel« eben nicht

»Volk Gottes« im eigentlichen Sinn des Wortes sei.¹¹

Wenn es darüber hinaus zutrifft, dass nach Röm 11,26 »Israel« durch den »Retter vom Zion« eschatologisch gerettet wird, dann sind aktive Versuche, Juden zum Religionswechsel aufzufordern, abzulehnen. Das heißt nicht, dass Christen im Gespräch mit Juden nicht »Rechenschaft geben sollten von der Hoffnung, die in ihnen ist« (1. Petr 3,15) – aber eben nicht mit dem Ziel, den Gesprächspartner zum Religionswechsel aufzufordern. Das heißt auch nicht, dass es Konversionen grundsätzlich nicht geben dürfe. So wie es Konversionen von Christen zum Judentum gibt, so muss dies umgekehrt auch möglich sein und es darf der Kirche nicht verübelt werden, wenn sie solche Menschen tauft. Es wird wohl die Ausnahme bleiben.¹² Aber es kann von kirchlicher Seite keine Aktivitäten geben, die auf die Konversion von Juden zum Christentum angelegt sind.

Die Synode hat in Straubing 2008 eine Erklärung verabschiedet, in der es heißt: »Aktivitäten, die das Ziel einer Konversion von Juden zum Christentum verfolgen, sind für die ELKB undenkbar.« (KAbl. 1/2009, 4).

Diese Position steht in Einklang mit den angeführten grundsätzlichen Erwägungen und damit im Einklang mit der offiziellen Linie der ELKB, der EKD, der VELKD usw. Sie ist weder missverständlich, noch bekenntniswidrig. Sie steht in der Tat in Gegensatz zu dem, was über lange Zeit in den Kirchen in Missachtung der paulinischen Aussagen im Römerbrief Gang und Gäbe war. Diese Position kann nicht durch die Kirchenleitung verordnet, sondern um sie muss theologisch gerungen und ggf. gestritten werden. Die Frage nach der Judenmission entscheidet sich nicht an einzelnen Bibelstellen, sondern an grundsätzlichen theologischen Überlegungen – insbesondere an der christlichen Ekklesiologie.

Dr. Wolfgang Kraus, Professor für Neues Testament, Universität des Saarlandes, Pfarrer i.m.D. der ELKB

Anmerkungen:

1. »Liebe« zum jüdischen Volk bedeutete in diesem Zusammenhang immer: aktive Judenmission.
2. Text bei R. Rendtorff/H.H. Henrix, Hg., Die Kirchen und das Judentum. Dokumente von 1945-1985, Paderborn/München 1988, 540-544.
3. Text bei Rendtorff/Henrix, 548f.
4. Die jüngeren Erklärungen sind gesammelt in: H.H. Henrix/W. Kraus, Hg., Die Kirchen

und das Judentum. Dokumente von 1986-2000, Paderborn/Gütersloh 2001.

5. E.-L. Schmidt, Die Evang.-Luth. Landeskirche in Bayern und die Juden 1920-1992, in: W. Kraus, Hg., Auf dem Weg zu einem Neuanfang, München 1999, 25-46, hier: 38f.
6. Schmidt, a.a.O., 39.
7. Die christliche Theologie kann selbstverständlich nicht davon abgehen, dass sich eschatologisch gesehen die Bedeutung Jesu Christi auf alle Menschen, ja auf den Kosmos bezieht. Wer ein Aufgeben dieser Überzeugung fordern würde, verlangte damit die Selbstaufgabe der christlichen Theologie. Was diese Überzeugung jedoch für gegenwärtiges Handeln bedeutet, ist damit noch keineswegs gesagt.
8. In meiner Arbeit »Das Volk Gottes. Zur Grundlegung der Ekklesiologie bei Paulus, WUNT 85, Tübingen 1996« ging ich noch davon aus, dass der Phil zeitlich hinter den Röm einzuordnen sei (ca. 58-60 in der römischen Gefangenschaft des Paulus). Angesichts der neueren Diskussion ist der Phil aber doch eher der ephesinischen Zeit des Paulus (ca. 52-55) zuzuordnen.
9. E. Lohse, Summa Evangelii – zu Veranlassung und Thematik des Römerbriefes, NAGW 3, 1993, 91-119.
10. Text der Erklärung in: H.H. Henrix/W. Kraus, Hg., Die Kirchen und das Judentum. Dokumente von 1986-2000, Paderborn/Gütersloh 2001, 805-812.
11. Neben dieser grundlegenden Tatsache spielen auch noch ganz andere Fragen hinein, die von Vertretern der Judenmission häufig viel zu wenig beachtet werden, vgl. dazu J. Roloff, Christus – das Heil für alle Menschen oder für alle Völker? Verbietet ein neues Verhältnis der Christen zum jüdischen Glauben die Verkündigung von Jesus Christus an Juden? in: W. Kraus, Hg., Auf dem Weg zu einem Neuanfang, München 1999, 151-165.
12. Sich solcher Mitglieder aus »Israel« zu schämen, steht der Kirche jedoch auch nicht gut an. Vgl. zu den historischen Problemen die Arbeit von Axel Töllner, Eine Frage der Rasse? Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, der Arierparagraf und die bayerischen Pfarrfamilien mit jüdischen Vorfahren im »Dritten Reich, Konfession und Gesellschaft 36, Stuttgart u.a. 2007.

Offener Brief

Zum »Wort aller kirchenleitenden Organe zur Entwicklung des christlich-jüdischen Verhältnisses auf der Herbstsynode 2008 in Straubing«

*Sehr geehrter Herr Landesbischof,
sehr geehrte Mitglieder des Landeskirchrates,
sehr verehrte Frau Präsidentin der Landessynode,
sehr geehrte Herren Vizepräsidenten,
sehr geehrte Mitglieder des Landessynodalausschusses,
sehr geehrte Mitglieder der Landessynode,*
mit Freude erleben wir, wie sich das Verhältnis von Juden und Christen in Deutschland positiv entwickelt. Dankbar nehmen wir Worte und Zeichen der Versöhnung an – jedes von ihnen ein Wunder Gottes angesichts der Millionen Opfer des Judenhasses und der Schoah. Wir begrüßen das neu erblühende jüdische Leben in Deutschland und die wachsende Zahl von Juden in unserem Land.

Gleichzeitig sehen wir mit größter Sorge die europaweite Zunahme des Antisemitismus und verurteilen auf das schärfste Übergriffe gegen jüdische Mitbürger und ihre Einrichtungen. Wir bekennen uns entschieden zum Existenzrecht des Staates Israel.

Wir teilen die Überzeugung der kirchen-

leitenden Organe der ELKB, dass dem christlich-jüdischen Dialog eine hervorragende Bedeutung zukommt und bejahen ausdrücklich, dass das Thema zum Gegenstand der Herbstsynode und einer zweiten theologischen Erklärung (zehn Jahre nach »Juden und Christen«) gemacht wurde.

Dennoch zwingt uns die Erklärung der kirchenleitenden Organe an einigen Stellen zur Nachfrage.

1. In der Erklärung heißt es: »Aktivitäten, die das Ziel einer Konversion von Juden zum Christentum verfolgen, sind für die ELKB undenkbar.«

Was genau wird unter den »Aktivitäten« verstanden, »die das Ziel einer Konversion von Juden zum Christentum verfolgen«?

Sollte hiermit gemeint sein, dass auf niemanden Druck ausgeübt wird, zum Christentum überzutreten (Zwangsmaßnahmen im weitesten Sinn des Wortes) oder dass kein Anreiz durch Gewährung finanzieller oder anderer Vorteile geschaffen wird (z.B. Zusage von Ausbildungs- oder Arbeitsplatz nach der Konversion), so stimmen wir dieser Stellungnahme uneingeschränkt zu.

Die Formulierung lässt jedoch vermuten, dass – darüber hinausgehend – noch andere »Aktivitäten« abgelehnt werden.

Hierbei ist zunächst an die Taufe selbst zu denken, durch die die Konversion zum Christentum vollzogen wird. Widerspricht es der Erklärung, dass Menschen jüdischer Herkunft, die an Jesus Christus glauben und die Taufe im Namen des Dreieinigen Gottes begehren, in der ELKB getauft werden? Anders formuliert: Sollen eventuelle jüdische Taufbewerber durch die Pfarrerinnen und Pfarrer abgewiesen werden?

Als in der ältesten Gemeinde diskutiert wurde, ob auch Heiden getauft werden dürften, gab die rhetorische Frage des Petrus den Ausschlag: »Kann auch jemand denen das Wasser zur Taufe verweigern, die den Heiligen Geist empfangen haben ebenso wie wir?« (Apg. 10,47). Kann – so müssen wir heute umgekehrt fragen – die Kirche Juden die Taufe verweigern, die Gott durch den Heiligen Geist zum Glauben an Jesus Christus gerufen hat? Die Antwort muss – wie damals, so auch heute – lauten: »Nein!«

Sollte in der Erklärung nicht gemeint sein, dass jüdischen Taufbewerbern der Zugang zur Gemeinde Jesu Christi verschlossen bleiben soll, so ist als nächstes zu fragen, ob sich die Erklärung gegen das Christuszeugnis gegenüber Juden ausspricht.

Die Wirksamkeit des verkündigten Wortes Gottes ist tragende gemeinsame Überzeugung aller lutherischen Christinnen und Christen und sie ist DAS Heilmittel (medium salutis) zur Erkenntnis Christi. Die Wirksamkeit des Evangeliums hängt dabei nicht an Menschen, sondern am Wort Gottes selbst. Wenn das reine Evangelium verkündigt wird, wird in Hörern durch den Heiligen Geist Glauben an Jesus Christus geweckt, wo und wann es Gott gefällt (vgl. Confessio Augustana Art. 5).

Dies ist weitaus mehr als ein dogmatisches Axiom: Die zweitausendjährige Kirchengeschichte und die gegenwärtige Ausbreitung des Christentums belegen sichtbar für jeden: Es ist das Evangelium, das Menschen für Christus gewinnt.

Verpflichtet sich die ELKB nun, gegenüber Juden das Evangelium nicht zur Sprache zu bringen, dann müssen wir fragen: Wie soll das gehen? »Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben.« (Apg. 4,20)

2. In der Erklärung heißt es: »Weiter

diskutiert werden müssen umstrittene Grundfragen des christlichen Selbstverständnisses im Verhältnis zum Judentum, wie z.B. das trinitarische Gottesbekenntnis, das Verständnis von christlichem Zeugnis und die Stellung der ELKB zu den so genannten »messianischen Juden.«

Es erscheint uns theologisch sehr fragwürdig, die Stellung der ELKB zu den »messianischen Juden« zu einem Diskussionsgegenstand im Verhältnis zum Judentum machen zu wollen. »Messianische Juden« haben in der Begegnung mit dem rettenden Evangelium Jesus als den Messias Israels erkannt, sie sind unsere Brüder und Schwestern im Glauben an den Sohn Gottes und Teil seiner Welt und Zeit umspannenden Kirche. Die Kirche bildet den Leib Christi. Durch Christus, der das Haupt ist, sind alle Glieder – d.h. auch »messianische Juden« und »Heidenchristen« – untereinander verbunden. (vgl. Eph. 2,11ff; 4,15f) Diese Verbundenheit im Leib Christi darf nicht zur Disposition gestellt werden.

3. Unsere letzte Anfrage betrifft schließlich die Zuordnung des trinitarischen Gottesbekenntnisses zu den umstrittenen Grundfragen des »christlichen Selbstverständnisses«. Das trinitarische Gottesbekenntnis ist keine Frage des christlichen Selbstverständnisses, sondern fasst die Selbstoffenbarung des einen Gottes in drei Personen zusammen. Hier geht es um das innerste Wesensgeheimnis Gottes, das ER seiner Gemeinde im Alten und Neuen Testament erschließt:

Sehr geehrter Herr Fromm, gerne bestätigen wir Ihnen den Eingang Ihres Schreibens vom 26. Januar 2009. Wir freuen uns, dass Sie in Ihrer »Stellungnahme zum »Wort aller kirchenleitenden Organe zur Entwicklung des christlich-jüdischen Verhältnis auf der Herbstsynode 2000 in Straubing« unserem gemeinsamen Anliegen, der Versöhnung von Christen und Juden, zustimmen. Dass dies in den letzten Jahren möglich geworden ist, ist nach dem Holocaust in der Tat, wie Sie völlig richtig schreiben, »ein Wunder«, für das wir Gott dankbar sind und das uns für die Zukunft hoffnungsfroh stimmt. Mit dem »Wort zur Entwicklung des christlich-jüdischen Verhältnisses«

»Nachdem Gott vorzeiten vielfach und auf vielerlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er in diesen letzten Tagen zu uns geredet durch den Sohn, den er eingesetzt hat zum Erben über alles, durch den er auch die Welt gemacht hat. Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens und trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort und hat vollbracht die Reinigung von den Sünden und hat sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe und ist so viel höher geworden als die Engel, wie der Name, den er ererbt hat, höher ist als ihr Name.« (Hebräer 1, 1-4)

Während Fragen des christlichen Selbstverständnisses – z.B. das Verhältnis der Erwählung Israels zur Erwählung der Kirche – nicht nur diskutierbar sind, sondern diskutiert werden müssen, ist die Selbstoffenbarung Gottes jeder Diskussion im Kern entzogen.

Wir danken den kirchenleitenden Organen der ELKB im Voraus herzlich für eine vertiefte Erläuterung des gemeinsamen Wortes.

Verbunden in der Liebe zu Israel und in der Hoffnung, dass ganz Israel durch den Erlöser aus Zion, Jesus Christus, gerettet wird (vgl. Römer 11,26), verbleiben wir mit freundlichen Grüßen,

Martin Fromm,
Pfarrer in Rüdtenhausen,
Prof. Dr. Hans Schwarz,
Prof. Dr. Walter Dietz,
Prof. em. Dr. Manfred Seitz
und 142 weitere Unterzeichner

Antwort

drücken wir unseren Dank dafür aus und mahnen weitere Schritte für die Zukunft an. In Ihrer Stellungnahme fragen Sie nach dem richtigen Verständnis von einzelnen Sätzen der Erklärung. Darauf möchten wir gerne eingehen.

Zunächst möchten wir noch einmal klarstellen: das Papier von Straubing sollte weder eine neue Erklärung wie die von Nürnberg darstellen noch diese aufheben oder verändern. Sie sollte vielmehr deutlich machen, wo wir die Aufträge von Nürnberg erfüllt haben und wo weitergearbeitet werden soll. Zu einzelnen Sätzen:

»Aktivitäten, die das Ziel einer Konversion von Juden zum Christentum verfolgen, sind für die ELKB undenkbar.«

In der Nürnberger Erklärung heißt es: »3. Christliches Zeugnis Der Auftrag, allen Menschen gegenüber die Botschaft vom Heil in Jesus Christus zu bezeugen, gehört zum Wesen der Kirche. Dabei kann die Kirche nicht darauf verzichten, das Zeugnis und das Selbstverständnis des Judentum wahrzunehmen. Christen stehen heute vor der Aufgabe, neu darüber nachzudenken, wie sie ihr Zeugnis, dass Jesus Christus Heil für alle Menschen bedeutet, im Blick auf die Juden verstehen, wie sie es benennen sollen und welche Gestalt sie ihm geben sollen« (S. 77). Der umfassende Missionsauftrag der Kirche steht außer Zweifel, worum es in dem Wort der Synode in Straubing geht, ist die Gestalt. Eine aktive Missionstätigkeit gegenüber Juden ist für die ELKB schon aus historischen Gründen nicht denkbar (vgl. auch S. 91, 97). Das heißt aber natürlich nicht dass ein begründetes Taufbegehren abgewiesen werden darf.

»Weiter diskutiert werden müssen umstrittene Grundfragen des christlichen Selbstverständnisses im Verhältnis zum Judentum, wie z. B. das trinitarische Gottesbekenntnis, das Verständnis von christlichem Zeugnis und die Stellung der ELKB zu den so genannten »messianischen Juden«.

Das Bekenntnis zu Jesus als dem Messias und Christus ist einer der Grunddifferenzen zwischen Judentum und Christentum. Das steht außer Frage. Daneben gibt es aber vielfältige andere Gemeinsamkeiten zwischen Christen und Juden (S. 74). Das Wort der Synode versucht wiederum in Aufnahme der Erklärung von Nürnberg Entwicklungsschritte zu beschreiben. In der Nürnberger Erklärung heißt es: »Jüdischer und christlicher Glaube leben aus einer gemeinsamen biblischen Wurzel. Juden und Christen bekennen sich zu dem einen Gott, dem Schöpfer und Erlöser ... Diese Gemeinsamkeiten haben Christen über Jahrhunderte hinweg vergessen und verleugnet, missdeutet und uminterpretiert.« Es geht dem Wort darum, dass trotz der offensichtlichen Unterschiede im Gottesverständnis die gemeinsame biblische Wurzel nicht vergessen wird. Nicht ohne Grund werden die so genannten messianischen Juden in diesem Satz mit angeführt, weil sich hier die Frage des Gottesverständnisses noch einmal ganz neu stellt (vgl. S. 100). In keiner Weise wurde von uns dieser Satz so verstanden, als könne für uns das trinitarische Gottesbekenntnis zur Diskussion gestellt werden.

Wir verstehen gut, dass die Interpretation des Wortes der Synode, die Sie vermuten, besorgt. Sie entspricht aber nicht unserer Intention, Wir hoffen, es ist uns gelungen, mit dieser vorläufigen Stellungnahme einige Ihrer Bedenken auszuräumen. Wir gehen davon aus,

dass sich die Synode auf ihrer nächsten Tagung noch einmal klarstellend mit der Thematik befassen wird.

Mit freundlichen Grüßen

*Dr. Johannes Friedrich
Dr. Dorothea Deneke-Stoll*

»Die Juden zuerst und auch die Griechen«

Durch die jüngsten Ereignisse innerhalb der römisch-katholischen Kirche ist das Thema Kirche und Israel auf breiter Ebene in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gerückt. Weit weniger beachtet war die erneute Beschäftigung der Landessynode der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern mit diesem Thema während ihrer Herbsttagung in Straubing im November 2008. Gleichwohl sorgt das in Straubing verabschiedete »Wort aller kirchenleitenden Organe zur Entwicklung des christlich-jüdischen Verhältnisses« mittlerweile für Diskussionen – zumindest innerhalb der evangelischen Kirche in Bayern. Grund für die Aufregung in beiden Fällen ist m. E. das Erreichen theologischer Grenzlinien, die nicht überschritten werden sollten.

Im Fall der römisch-katholischen »Priesterbruderschaft St. Pius« ist das Überschreiten einer solchen Grenzlinie schon eingetreten; mir geht es dabei in diesem Zusammenhang nicht um die skandalösen Aussagen des Bischof Williamson zum Holocaust, sondern um dezidiert theologische Urteile aus dem Raum der Pius-Bruderschaft. So heißt es in dem Schreiben »Die Zeitbomben des Zweiten Vatikanischen Konzils« des deutschen Distriktoberen der Pius-Bruderschaft, Pater Franz Schmidberger, das dieser im Dezember 2008 an alle deutschen katholischen Bischöfe gesandt hat: »Mit dem Kreuzestod Christi ist der Vorhang des Tempels zerrissen, der Alte Bund abgeschafft, wird die Kirche, die alle Völker, Kulturen, Rassen und sozialen Unterschiede umfasst, aus der durchbohrten Seite des Erlösers geboren. Damit sind aber die Juden unserer Tage nicht nur nicht unsere älteren Brüder im Glauben, wie der Papst bei seinem Synagogenbesuch in Rom 1986 behauptete; sie sind vielmehr des Gottesmordes mitschuldig, so lange sie sich nicht durch das Bekenntnis zur Gottheit Christi und die Taufe von der Schuld ihrer Vorväter distanzieren. Im Gegensatz dazu behauptet das II. Vatikanum, man könne die Ereignisse des Leidens Chris-

ti weder allen damals lebenden Juden ohne Unterschied noch den heutigen Juden zur Last legen (§ 4).«¹

Eine derartige theologische Aussage muss als ultra-römische Version der klassischen Substitutionslehre eingeschätzt werden; hier ist also definitiv eine Grenzlinie überschritten: Zu behaupten, dass der Alte Bund abgeschafft sei, auch Juden unserer Tage des Gottesmordes mitschuldig seien, das hat schlimme politisch-gesellschaftliche Implikationen und ist daneben von der Gesamtaussage des Neuen Testaments in keinsten Weise gedeckt.

Wenn wir nun auf die andere Seite des theologischen Spektrums wechseln: Wie ist das Wort der kirchenleitenden Organe anlässlich der Landessynode der ELKB in Straubing zu bewerten? – Da wird ohne nähere Erläuterung behauptet: »Aktivitäten, die das Ziel einer Konversion von Juden zum Christentum verfolgen, sind für die ELKB undenkbar.« Darüber hinaus wird angemahnt: »Weiter diskutiert werden müssen umstrittene Grundfragen des christlichen Selbstverständnisses im Verhältnis zum Judentum, wie z.B. das trinitarische Gottesbekenntnis, das Verständnis von christlichem Zeugnis und die Stellung der ELKB zu den so genannten »messianischen Juden.« – Das offizielle Mitteilungsblatt »Synode aktuell« (Nr. 41, Dezember 2008, S. 3) berichtet daneben ohne eigene Stellungnahme darüber, dass der Präsident des Landesverbandes des Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, Josef Schuster, in seinem Grußwort vor der Synode kritisierte, »dass sogenannte messianische Juden in CVJM-Räumen ihre Gottesdienste abhalten könnten.«² Hier bleiben gewichtige Fragen offen: Zunächst einmal: Ist »christliches Zeugnis« keine »Aktivität«, die das Ziel der Hinwendung zum christlichen Glauben verfolgt? Zu einem offenen Dialog zwischen Juden und Christen gehört sicher, dass Christen die jahrhundertlange Mitschuld der Kirche am Entstehen des Antisemitismus einräumen und dafür

um Verzeihung bitten; wenn aber im Rahmen eines solchen Dialogs auch Zeugnis für Jesus Christus als den Erlöser der von Gott getrennten Menschheit abgelegt wird und daraufhin Menschen jüdischen Glaubens sich diesem Jesus Christus zuwenden wollen, ist dies dann von den »kirchenleitenden Organen« erwünscht oder nicht? Oder ist es gar verboten? Kann etwa nicht sein, was nicht sein darf?

Hier scheinen mir wichtige Voraussetzungen des Dialogs entweder nicht ausreichend geklärt oder nicht benannt zu sein. – Pfr. Dr. Peter Hirschberg, selbst Mitglied der Landessynode, schreibt in seinem äußerst lesenswerten Buch »Die bleibende Provokation. Christliche Theologie im Angesicht Israels«: Christen dürften »im christlich-jüdischen Dialog in einer Art christologischem Besitzverzicht das Christuszeugnis nicht einfach ausblenden, auch dann nicht, wenn dieser Punkt nach wie vor Anstoß erregt. Müsste der Dialog auf der Basis eines solchen Verzichts stattfinden, dann wäre er kein ehrlicher Dialog und würde den Namen nicht verdienen.«³

Hirschberg präzisiert bzw. begründet seine Auffassung in zweierlei Richtungen; einmal: »Das ist kein Plädoyer für Judenmission, zumal wir gar nicht wissen können, welche Beziehung dieser Christus schon jetzt zu seinem Volk Israel hat, aber es ist ein Plädoyer für einen Dialog, der umstrittene Glaubensgewissheiten nicht einfach unter den Teppich kehrt.«⁴ Auf diesem Hintergrund gilt deshalb andererseits: »Christus ist nicht nur der Messias der Völker, sondern auch der »Messias« Israels. Auch wenn eine Christologie, die Jesu Bedeutung auf die Völker reduziert, das Verhältnis zum Judentum enorm entkrampft und vor dem Hintergrund der christlich-jüdischen Geschichte durchaus sympathisch wirkt, kann sie schon deshalb nicht die Lösung sein, weil sie vom Zeugnis des Neuen Testaments nicht gedeckt wird. Selbst Paulus, der von der bleibenden Erwählung Israels ausgeht, schränkt die Heilsbedeutung Jesu nicht auf die nichtjüdische Welt ein. Die göttliche Verheißungstreue, die im Status des jüdischen »Unglaubens« gültig bleibt, zielt auf die Offenbarung Jesu Christi unter seinem Volk. Durch ihn und durch niemand anderes wird auch Israel am Ende gerettet werden.«⁵ Daraus ergeben sich folgende Anfragen bzw. dringliche Bitten um Klarstellung an die Landessynode:

1. a) Bedeutet der Satz, dass »Aktivität

ten, die das Ziel einer Konversion von Juden zum Christentum verfolgen, [...] für die ELKB undenkbar« sind, einen »christologischen Besitzverzicht« im oben beschriebenen Sinn?

b) Wenn ja, wie wird ein solcher christologischer Besitzverzicht dann begründet?

c) Wie verhalten wir uns als Kirche, wenn Menschen jüdischen Glaubens sich auch ohne zielgerichtete »Aktivität« unsererseits dem Glauben an Jesus Christus zuwenden? Wird diese Möglichkeit schlicht ausgeblendet, weil sie für »undenkbar« erklärt wird, ja als unerwünscht zu gelten hat? Damit sind wir unmittelbar bei der Frage nach den »sogenannten messianischen Juden« angelangt: Es kann nur als sehr verwunderlich erscheinen, dass »die Stellung der ELKB zu den sogenannten »messianischen Juden« zu den »umstrittene[n] Grundfragen des christlichen Selbstverständnisses im Verhältnis zum Judentum« gerechnet werden soll.

Hat sich die Synode überlegt, wie eine solche Aussage auf betroffene Menschen wirken muss? Werden »so genannte messianische Juden« damit nicht in ein theologisch-geistliches Niemandsland verwiesen: Wo sollen sie sich beheimatet fühlen, wenn sie in der jüdischen Gemeinschaft keinen Platz mehr finden, von der Kirche aber als unmögliche Möglichkeit geradezu ausgeblendet werden und sozusagen darauf warten müssen, bis ihre Existenz als »umstrittene Grundfrage« zu Ende diskutiert ist? Was sollen sie davon halten, wenn Teile unserer Kirche sich sogar dem indirekten Vorwurf ausgesetzt sehen müssen, ihnen äußerlich und innerlich Heimat zu geben, indem sie Räume zum Feiern von Gottesdiensten zur Verfügung stellen?

Auch hier sei Dr. Hirschberg zitiert: »Es wäre ja fatal, wenn die heidenchristlichen Kirchen überall in der Welt darauf drängen, dass die einheimischen Kirchen ihren eigenen kulturellen Weg finden, man dies aber christusgläubigen Juden verbieten wollte. [...] Auch im christlichen Bereich ist nicht wirklich geklärt, ob man gewillt ist, sich mit dieser oft sehr diffusen jüdischen Inkulturation des Evangeliums anzufreunden. [...] Trotz aller offenen und teils auch schwierigen Fragen gehören die messianischen Juden m. E. wesentlich [Herv. i. O.] zur christlichen Ökumene dazu. [...] Sie auszugrenzen, nur weil uns manches an ihrer Denk- und Glaubensweise an-

Eignungsprüfungen an der Hochschule

Die nächsten Eignungsprüfungen zum Studienbeginn im Wintersemester 2009/10 für die C/B-Ausbildung und die Aufbaustudiengänge an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Bayreuth, finden am

Mittwoch, 24. Juni 2009

statt (Anmeldeschluss: 1. Juni 2009). Schulabgänger/innen mit Abitur, oder bei besonderer musikalischer Begabung mit Realschulabschluss, und der entsprechenden Vorbildung können sich um einen Studienplatz im B-Diplom-Kirchenmusik-Studiengang bewerben. Für ein Aufbaustudium können sich Absolventen/innen mit einem abgeschlossenen einschlägigen Musikstudium bewerben.

Die Ausbildung zum/zur B-Kirchenmusiker/in an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik dauert in der Regel vier Jahre und erfolgt im Vollzeitstudium. Die Hochschule für evangelische Kirchenmusik kann im Wohnheim ausreichend Plätze zur Verfügung stellen.

Die Ausbildung zum/zur C-Kirchenmusiker/in ist an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik auf zwei Wegen möglich:

1. Als Gaststudium, Prüfung nach ein oder zwei Jahren.
2. Im Rahmen des B-Studienganges.

Die Eignungsprüfung erstreckt sich auf die Fächer Orgel einschließlich Liturgisches Orgelspiel, Chorleitung, Klavier, Gesang, Tonsatz (Musiktheorie/Allgemeine Musiklehre) und Gehörbildung.

Studienbeginn jetzt auch zum Sommersemester möglich.

Die Eignungsprüfungen für das Sommersemester 2010 finden

am 6. März 2010

statt (Bewerbungsschluss: 8.2.2010). Informationen und Aufnahmeanträge erhalten Sie von der Hochschule für evangelische Kirchenmusik,

Wilhelminenstr. 9,
95444 Bayreuth,

Tel.: 09 21 - 7 59 34 17

Fax: 09 21 - 7 59 34 36,

e-mail mail@hfk-bayreuth.de.

KMD Prof. i. K. Karl Rathgeber,
Rektor



Universalismus an der Universität zu: *Die Entwicklung nicht verschlafen!* in Nr. 1/09

Der Leserbrief Dietrich Stollbergs verlangt nach einer Richtigstellung – und nach klarem Widerspruch. Bei Kollegen Stollberg klingt es, als sei die Theologische Fakultät der Erlanger Uni aufgelöst worden.

Das ist nicht der Fall, ganz im Gegenteil:

Die Theologische Fakultät in Erlangen ist durch die Strukturreform der Universität Erlangen-Nürnberg im Jahre 2007 als weiterhin selbständiger Fachbereich mit allen Prüfungsrechten durch die Festschreibung der Personalausstattung in einer Note des Staatskirchenvertrags in geradezu beneidenswerter Weise abgesichert worden. Hier, in einem hervorragend ausgestatteten Fachbereich Theologie mit 16 Lehrstühlen bzw. Professuren, mit allen Möglichkeiten interdisziplinärer Vernetzung in einer großen geisteswissenschaftlichen Fakultät ist das Theologiestudium (Pfarramt wie Lehramt und neue Studiengänge mit BA-Abschluss) in einem Reichtum an Lehrangeboten und Forschungsmöglichkeiten gegeben, wie es derzeit keine kirchliche Hochschule bieten kann. Wer der Kirche empfiehlt, die Ausbildung ihres theologischen Nachwuchses allein auf die Kirchlichen Hochschulen zu konzentrieren, fördert eine ohnehin bestehende Tendenz, die Hochschulbildung mit Berufsausbildung für den Gemeindedienst zu verwechseln. Die Theologie jedoch ist und bleibt an den Universitäten einer und vielleicht der letzte Ort, wo freies, selbst bestimmtes Studieren und die Entwicklung einer gebildeten Existenz im Dialog der Vielfalt der Fächer einer Volluniversität

stößig erscheinen mag, ist eine Verleugnung unserer jüdischen Wurzeln und damit eine Verleugnung des Gottes, der uns in Jesus Christus nahegekommen ist. Dies wäre die Fortsetzung eines Antijudaismus, der sich in der Vergangenheit u. a. darin zeigte, dass getaufte Juden regelrecht ihrem Judentum abschwören mussten, um Christen zu werden. Beachtenswert sind in diesem Zusammenhang die folgenden Sätze von Osten-Sacken: »Die jüdischen Partner in diesem Gespräch sollten misstrauisch werden, falls Christen begännen, sich von neuem der Judenchristen in ihrer Mitte zu schämen oder sie theologisch zu opfern. Denn Theologie und Kirche werden in ihrem Verhältnis zum jüdischen Volk stets (nur) von derselben Güte sein wie im Verhältnis zu den judenchristlichen Gliedern am Leibe Christi.«⁶

Auch hieraus ergeben sich wiederum ernste Anfragen bzw. dringliche Bitten um Klärstellung an die Landessynode:

2. a) Ist das von Menschen jüdischer Herkunft vertretene Bekenntnis zu Jesus als dem Messias Israels eine auch in der ELKB legitime und erwünschte Form christlicher Existenz?

b) Müssen Mitglieder oder Gruppierungen innerhalb der ELKB künftig mit Sanktionen rechnen, wenn sie Kontakte mit messianischen Juden pflegen oder messianischen Juden Räume zum Feiern von Gottesdiensten zur Verfügung stellen?

Insgesamt lässt sich feststellen: Wenn die paulinische Aussage aus Römer 1,16 gilt, dass das Evangelium »eine Kraft Gottes« ist, »die selig macht alle, die daran glauben, die Juden zuerst und ebenso die Griechen«, dann muss das notwendige Festhalten an der bleibenden Erwählung Israels im Rahmen der Differenzierung verstanden werden, die ebenfalls auf Paulus zurückgeht; an die Christen in Rom gewandt schreibt der Apostel über seine jüdischen Volksgenossen: »Im Blick auf das Evangelium sind sie zwar Feinde um euretwillen; aber im Blick auf die Erwählung sind sie Geliebte um der Väter willen« (Römer 11,28). – Damit sind der christlichen Kirche zwei Grenzlinien gezogen, die sie nicht überschreiten sollte: Das jüdische Volk steht auch abgesehen vom Evangelium in einem einzigartigen Verhältnis des Erwählt- und Geliebtseins zu dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, das aber noch nicht gleichzusetzen ist mit dem Selig- bzw. Gerettet-Sein durch das Evangelium gemäß Römer 1,16. Deshalb markiert das Evangelium von

Jesus Christus als des Messias Israels und Erlösers der Welt bis heute zwischen Israel und der Kirche eine geschwisterliche Distanz, die Juden und Christen aufeinander verweist und doch voneinander trennt; diese Distanz aufzuheben, wird dem wiederkommenden Christus vorbehalten bleiben.

*Hans-Hermann Münch,
Pfarrer in Weißenstadt*

Anmerkungen:

1. gemäß www.fsspx.info; die oben zitierte Aussage findet sich allerdings nicht in der unter Lehre/Schriften verlinkten Version des genannten Schreibens; das Zitat fand sich nach der Suche zum Stichwort »Schmidberger« unter dem Link »Schreiben an alle Bischöfe – 9.12.2008« auf Seite 11 der Pdf-Version; mittlerweile liegt unter dem Link »Offizielle Stellungnahmen« folgende neue Äußerung von P. Schmidberger vor: »Die Aussage, die heutigen Juden trügen die Schuld ihrer Väter, muss auf jene Juden eingeschränkt werden, welche die Tötung Jesu Christi gutheißen. Ob heutige Juden dies tun, entzieht sich meiner Kenntnis.«
2. ebd.; Schuster kritisiert, »dass sogenannte messianische Juden in CVJM-Räumen ihre Gottesdienste abhalten« könnten. Gruppen wie »Jews for Jesus« lebten als »Juden, denken aber, dass Jesus der verheißene Messias ist.« Damit hätten sie »die jüdische Religion verlassen.«
3. Peter Hirschberg, Die bleibende Provokation. Christliche Theologie im Angesicht Israels, Neukirchen-Vluyn 2008, S. 81f.
4. ebd., S. 82.
5. ebd., S. 81.
6. ebd., S. 83 – 85; Zitat P. v. Osten-Sacken, Evangelium und Tora. Aufsätze zu Paulus, München 1987, S. 310.

möglich ist. Wo wenn nicht hier sollen Studierende und Lehrende aller Fachrichtungen mit Theologie und existentiellen Fragen in Berührung kommen? Wem an christlicher Existenz in der gegenwärtigen Gesellschaft liegt, der kann auch nicht allein auf die Gemeinden als Raum für christliche Lebenskunst setzen. Es muss vielmehr verstärkt darum gehen, Theologie in die öffentlichen Diskurse einzuspeisen und die verschiedenen Ebenen von Öffentlichkeit zu erreichen. Dafür aber sind die universitären, interdisziplinären Foren, an denen die theologischen Fachbereiche und Fakultäten beteiligt sind, genauso unverzichtbar wie eine differenziert entwickelte Volkskirche mit ihren diakonischen und publizistischen Werken, Bildungseinrichtungen, und überparochialen Diensten. Der Ruf »Zurück zur Gemeinde(theologie)« ist angesichts der Komplexität der religiösen Lage in der Gesellschaft nicht nur naiv sondern fahrlässig. Wer zu stark auf die Gemeinde(-theologie) fokussiert, droht aus den Augen zu verlieren, dass die »Gemeinschaft der Heiligen« Parochie-Grenzen ebenso überschreitet, wie Landeskirchen- und Landesgrenzen. Die Kirchen sind daher gut beraten, vereinfachenden Lockrufen ins binnenkirchliche Getto zu widerstehen und auf öffentliche Theologie zu setzen, wie sie u. a. an den universitären theologischen Instituten und Fakultäten gelehrt und entwickelt wird.

Prof. Dr. Peter Bubmann, Prodekan der Philosophischen Fakultät u. Fachbereich Theologie Fachbereichssprecher Theologie Erlangen

Mit Pluralität umgehen lernen

zu: s.o.

Wie Kollege Stollberg bin auch ich froh, dass das Korrespondenzblatt die Texte des »Forum Aufbruch Gemeinde« abgedruckt hat, um eine breite, nicht von kirchenamtlichen Rücksichten belastete Diskussion zu ermöglichen. Doch geht der (sehr respektierte) Kollege allzu weit in seiner Prognose. Dass die Zukunft den Gemeinden gehöre und das LKA auf einen kleinen Überbau rückgeführt werde, auf ein »Hilfsorgan der Gemeinden«, hat schon W. Löhe gemeint. Was ist daraus geworden, und das sogar nach dem Ende des Staatskirchentums?! Falls der Autor keine Prognose, sondern ein Postulat äußern wollte, so müsste man

den Preis des Geforderten bedenken. Es ist der Rückzug der Kirche aus der Öffentlichkeit in die gesinnungskonform homogene »kleine Schar«. Selbst wenn man mit der Gleichgestaltung mancher kirchenleitenden Organe mit dem zeitgenössischen Modell öffentlicher Aufmerksamkeit und Bedeutsamkeit nicht glücklich ist, muss man fragen, wie jene selbstgenügsame Gemeinde den Öffentlichkeitsauftrag wahrnehmen soll, der für eine christliche Kirche wesentlich ist.

Dass die Zukunft den Kirchlichen Hochschulen gehöre statt Theologischen Fakultäten, so dass diese ihrem Schicksal zu überlassen, jene aber zu fördern seien - das wäre nun auch ein »Schildbürgerstreich erster Klasse«. Den guten Sinn Kirchlicher Hochschulen braucht man nicht in Abrede zu stellen (und ich fühle mich da unverdächtig) und sollte trotzdem an der Unverzichtbarkeit Theologischer Fakultäten für eine evangelische Kirche festhalten. Sich aus der Universität zurückzuziehen, würde die Struktur unserer Kirchen wesentlich tangieren, nämlich in der Verknüpfung von Frömmigkeit und Bildung. Wenn Pfarrer und Pfarrerrinnen nicht mehr zur Bildungselite (ja!) einer Gesellschaft gehören, ändert sich auch die in einer Kirche gepflegte Frömmigkeit, sowohl in ihrem eigenen Profil als auch in ihrer Fähigkeit, mit Differenz und Pluralität umzugehen. Beides erlernen Geistliche methodisch am besten in der von ihnen nicht dominierten Universität, wo sie mit Neugier, aber auch mit Gleichgültigkeit oder Fremdheit umgehen lernen. Nicht nur Melancthon, sondern auch Luther würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie den vorgeschlagenen Bruch mit einem wesentlichen Aspekt ihres Reformationswerkes mit ansehen müssten! Wenn Fortentwicklung, dann die Einrichtung einer veritablen Evangelischen Universität - was freilich ein echter Mut- und Kraftakt wäre...

Kollege Stollberg sagt zwar nicht ausdrücklich, aber setzt voraus, dass in unserer Kirche langfristig eine Verfassungsdiskussion fällig ist - recht hat er. Nicht zuletzt einige Vorgänge der letzten Zeit, auch die anfangs allzu abwehrend, auch von manchen Synodalen als unbegründete Zumutung, d.h. moralisch statt strukturell wahrgenommene Initiative des »Forum«, lassen das geraten erscheinen.

Walter Sparr,

Prof. em. der Theol. Fakultät Erlangen

Fürbitte, nicht Gegenbitte!

Mit der Wiedereinführung der lateinischen Messe trat die »Bitte für die Juden« am Karfreitag erneut in den Brennpunkt des christlich-jüdischen Gesprächs. Der weitaus größte Teil der jüdischen Seite nahm und nimmt Anstoß auch an der von Papst Benedict XII höchst persönlich umformulierten Bitte, in welcher um die Erleuchtung der Juden gebetet wird. Zwar ist dies im Vergleich zur lateinischen Messliturgie ein erheblicher Fortschritt, die klar antijudaistisch ist, im Hinblick auf die bisher gebetete Fassung der Messe in der jeweiligen Landessprache aber ein Rückschritt.

Das Gebet ist dabei Zentrum des spirituellen Lebens und Ausdruck der Theologie einer christlichen Gemeinschaft. Wesentlich unangenehmer als sich darüber aufzuregen, dass die Piusbruderschaft zu einer Gruppe von unverbesserlichen und selbstherrlichen Spöttern gehört, auf die man selbstsicher mit dem Finger zeigen kann, um ja vom eigentlichen Problem abzulenken, ist es, den Kern unseres spirituellen und christlichen Gebets nach außen sichtbar und nach innen kritisch zu vertreten. Wie sehr die Kritik an der Piusbruderschaft klar und deutlich formuliert werden muss,

Externe C-Prüfung

Die nächste C-Prüfung für den nebenberuflichen kirchenmusikalischen Dienst für externe Bewerber/innen findet am Institut für evangelische Kirchenmusik Bayreuth

vom 24.7. bis 29.07.2009
statt.

Die Meldung zur Prüfung muss bis spätestens 15. Mai 2009 dem Institut für evangelische Kirchenmusik vorliegen.

Ein entsprechendes Merkblatt und die Anforderungsprofile für die C-Prüfung können beim

Institut für
evangelische Kirchenmusik,
Wilhelminenstr. 9,
95444 Bayreuth,
Telefon 0921/7593417,
Fax 0921/7593436,

e-mail mail@hfk-bayreuth.de
angefordert werden. Für weitere
Auskünfte steht das Institut gerne
zur Verfügung.

KMD Prof. i. K. Karl Rathgeber
Rektor der Hochschule

darf dennoch das tief sitzende Problem, welches sich in der Karfreitagsbitte ausdrückt, nicht übersehen werden. Denn dass Holocaustleugner überhaupt Gehör in der Kirche finden, ist nicht ein einfacher bürokratischer Fehler, sondern dieser Fehler kann sich nur da ausbreiten, wo das Spirituelle selbst nicht klar und deutlich ausformuliert ist – wie in der Karfreitagsbitte. Ein Protest gegen die Piusbruderschaft ohne Kritik an der Karfreitagsbitte greift wesentlich zu kurz. Ist das christliche Gebet betroffen, dann muss darüber laut nachgedacht werden.

Auffallend zurückhaltend haben sich evangelische Leitungsorgane zu diesem Thema geäußert. Wenn es überhaupt klaren Protest gab, dann blieb dies den Organisationen überlassen, die sich intensiv um das christlich-jüdische Gespräch bemühen. Dass protestantische Theologie mehr zu diesem Thema sagen kann, ja sagen muss, weil sie theologisch gefordert ist, soll kurz dargestellt werden. Die leitende These lautet dabei wie folgt: Das Gebet nach protestantischer Theologie verbietet die Einnahme einer Außenperspektive, die es dem Beter oder der betenden Gemeinschaft ermöglichen würde, über andere zu besprechen. Gerade die Fürbitte ist ein sensibler Ort, in welchem aus einem »für jemanden« ganz leicht ein »über jemanden« werden kann.

In christlicher Tradition ist das »Vater unser« Orientierungspunkt für das Gebet. Die Frage, wie denn gebetet werden könne, betrifft vor allem das öffentliche Gebet. Gerade dieses muss besonderen Ansprüchen genügen, da Öffentlichkeit theologisch wichtig für das Selbstverständnis protestantischer Liturgie ist. Weil das Gebet relevant sein soll für die ganze Welt, die Nicht-Christen eingeschlossen, schließt es in sich folgenden, theologischen, unaufgebbaren Punkt mit ein: Die Unterscheidung zwischen der Rede von Gott und Gott selbst. Diese Unterscheidung kann im Hinblick auf das Gebet nur gedacht werden, wenn der Betende sein Gebet nicht absolut setzt und damit eine selbstkritische Haltung einzunehmen in der Lage ist. Diese ermöglicht es ihm, den Gedanken fassen zu können, dass sein gut gemeintes Gebet, gerade weil es für die ganze Schöpfung gelten soll und Nicht-Christen mit einschließt, falsch werden kann.

Das »Vater unser« nun nimmt an keiner Stelle eine beurteilende Außenperspektive ein. Das Gebet enthält keine Selbst-

wahrnehmung der Beter als solche, die vor Gott anders dastehen als Nicht-Christen. In anderen Worten heißt das, im Gebet wird so gebetet, dass im Alltag eingeübte Unterscheidungen, die eine Stellung gegenüber Römern, Griechen oder anderen beinhaltet, nicht übernommen werden. Somit kann nicht für Römer, Griechen etc. gebetet werden. Kurz: Beten verträgt sich nicht mit Selbststrahlum. Kein Fingerzeigen im Gottesdienst, nicht im Kirchenraum selbst und auch nicht von ihm aus.

Ein Gebet, das die Außenperspektive nicht einnimmt, verhindert also, dass aus einer »Fürbitte« ein »Reden über« wird. Genau das geschieht aber in der »Bitte für die Juden« am Karfreitag. In dem das Judentum explizit genannt wird, wird es zu einem Thema. Das Ge-

bet suggeriert, die betende Gemeinde könnte vor Gott für die Erleuchtung anderer beten. Doch selbst wenn dies möglich wäre, schließt sich daran eine andere, dringliche Frage an: Wie, wenn das gut gemeinte »Gebet für die Juden« von den betroffenen jüdischen Gemeinden und Vertretern als verletzend empfunden wird? Kann wirklich in dem Bewusstsein gebetet werden, eine Fürbitte vorzubringen, wenn begründeter Widerstand deutlich hörbar wird? Kann der gute Wille sich taub stellen?

So naiv kann theologisch niemals vom guten Willen gesprochen werden, auch nicht vom Willen einer betenden, christlichen Gemeinde. Die Freiheit des guten Willen hat dort seine öffentliche Grenze, wo andere verletzt werden. Wo der oder die von der Bitte Betroffene

Liebe Leserin, lieber Leser!

»Unser Pfarrer war eigentlich nicht wirklich für die Lektoren«, erzählt er, aus seiner langen Tätigkeit berichtend. Er sei dann doch zum Treffen der (eventuellen) Lektoren im Dekanat geschickt worden, weil der Pfarrer keine Zeit hatte. Das war in den Zeiten des großen Pfarrermangels. »Als ich wieder nach Hause kam, wurde über alles nicht weiter geredet. Aber dann wurde die Organistin krank. Der Pfarrer war der einzige, der Orgel spielen konnte. Deswegen saß er an der Orgel und ich hab' die Predigt vorgelesen.« So hat es seinerzeit angefangen – ohne Aus- und Vorbildung und ohne die theologischen Klärungen vor Ort, was will man machen? Im Notfall darf ja auch jeder Christenmensch taufen.

Über die Frage, welche theologischen Klärungen wir unterlassen aus gefühlter oder wirklicher Not, will ich jetzt lieber nicht nachdenken. Es geht mir um die Situation von Predigt und Kirchenmusik. Über die Folgen des Pfarrermangels wird immer wieder geredet. In unserem Dekanat scheitert mancher Gottesdienst heute schon an der fehlenden Kirchenmusik, vor allem natürlich unter der Woche. Das G 8 macht Orgelstunden immer schwerer und auch viele Eltern halten anderes dann für wichtiger als Musikstunden, für die man auch noch üben muss. Es mag sein, dass man den Mangel an Prediger/innen mit guten (!) Lesepre-

digten und gut ausgebildeten Lektor/innen und Prädikant/innen überbrücken kann, den Mangel an Musiker/innen werden wir nicht überbrücken, jedenfalls nicht ohne einschneidenden Verlust. Die CD mag gut sein und die Lautsprecher besser als früher – auf die Gemeinde eingehen kann sie nicht. Das Keyboard macht manches möglich – aber eben nur im Rahmen seiner Programme. Die Kürzung der hauptamtlichen Kirchenmusikerstellen wird Folgen haben – bei uns unausweichlich. Wir werden Gottesdienste sehr unterschiedlicher Kultur haben. Wenn es richtig ist, dass das Echo auf Gottesdienste mit deren Qualität zusammenhängt (was wir eigentlich nur hoffen können), werden wir hier Menschen verlieren. Kann sein, sie fahren nach Würzburg oder Nürnberg, wenn ihnen mal wieder nach einem »gescheiterten« Gottesdienst ist – die Beziehung zu ihrer Kirchengemeinde und damit an ihre Kirche (ja, ich denke immer noch, dass das zusammenhängt, aber das ist wieder eine andere Baustelle) wird nicht mehr so fest sein, dass sie Krisen übersteht. Schade aber verständlich, dass man das Kirchenmusikerverbandsjubiläum nicht bei uns gefeiert hat: Mit Feiern wäre da niemand davongekommen! Aber wer will schon wirklich über alles das reden?

Ihr Martin Ost

aufschreit, ist die Grenze des Betbaren und nicht da, wo eine Gemeinschaft oder ein Einzelner glaubt, es sei gut für denjenigen, für den gebetet wird.

Denn Fürbitte ist darauf angewiesen, dass derjenige, für den gebetet wird, prinzipiell einstimmen kann. Er kann dies nur, wenn er sich von der betenden Gemeinde geachtet fühlt, also um seiner selbst, ohne Vorbehalte angenommen ist. Gerade das aber kann im Zusammenhang mit der »Bitte für die Juden« am Karfreitag nicht (mehr oder noch nie) unterstellt werden. In der Bitte um Erleuchtung ist nicht zweifelsfrei ausgeschlossen, dass das Judentum so wie es ist und sein will durch das Gebet angenommen ist. Vielmehr legt die Bitte ein Urteil über das Judentum nah und wird zu Recht auch so empfunden – und das nicht nur von den jüdischen Gemeinden!

Damit kommt es zu einem Widerspruch. Denn, wenn das Gebet ein Urteil enthält, dann kann so nach protestantischem Verständnis, orientiert am »Vater unser«, nicht gebetet werden. Anstelle einer wirklichen Bitte, in der es dem Beter nicht nötig noch möglich ist, sich von ihr zu distanzieren (eine Außenperspektive einzunehmen), tritt eine dogmatische Weltdeutung, die immer von einer Außenperspektive her und aus diesem Grund prinzipiell hinterfragbar ist. Mit einfachen Worten formuliert sich die Konsequenz für die Karfreitagsbitte wie folgt: Weil die »Bitte für die Juden« beschreibend ist, eine Deutung über die Welt enthält, ist sie keine Bitte.

Ist dies richtig, dann muss die protestantische Kirche aus ihrem Gebetsverständnis heraus vehementen Widerspruch gegen jede zur Zeit gültigen Form der Karfreitagsbitte einlegen. Dies aus vor allem zwei mit einander zusammenhängenden Gründen. Mit der erneuerten Agenda der EKD versteht sich die protestantische Liturgie explizit nicht losgelöst vom Judentum. Gottesdienst wird im Angesicht des heutigen Judentums gefeiert.

Zweitens: Zwar muss sich die protestantische Kirche nicht zu jedem Punkt, den sie nicht mit der katholischen Kirche teilt, öffentlich zu Wort melden. Dies gilt vor allem dann, wenn sie selbst betroffen ist. Wenn aber ein Dritter betroffen ist, muss sie sich äußern, sowohl um des Dritten willen, als auch um der Ökumene mit der katholischen Kirche willen. Dies gilt gerade im Falle des Judentums und der Schoa. Um der Ökumene willen, um des gemeinsamen Gebetes willen,

müssen wir mit der katholischen Kirche reden, gerade weil Einsichten aus dem christlich-jüdischen Gespräch, die bis in der Liturgie der EKD hinein sich positiv ausgewirkt haben, und das eigene, theologische Gebetsverständnis davon betroffen sind. Hinter beides darf es nach der Meinung des Verfassers kein Zurück geben.

Urs Espeel, Pfarrer z.A., z.Zt. am Graduiertenkolleg der Uni Erlangen

Ankündigungen

Evang. Bildungszentrum Hesselberg

■ »Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen«

Gedichte aus dem Stundenbuch Rainer Maria Rilkes und Meditation

19.06.09 (18.00 Uhr) – 21.06.09 (13.00 Uhr)

In der Stille des Meditationsraumes die Gedichte Rilkes aus dem Stundenbuch konzentriert hören, diese in der Meditation bedenken und im Partnergespräch sich über das Gehörte austauschen.

Erfahrung in Meditation oder der Interpretation von Gedichten sind nicht nötig.

Leitung: Bernd Reuther

■ Innehalten – Atem holen

21.06.09 (18.00 Uhr) – 26.06.09 (10.30 Uhr)

Gönnen Sie sich eine Woche »geschenkte Zeit«, um Körper, Seele und Geist zu stärken. Eine Woche Frühsommer am Hesselberg erleben, um mit Gleichgesinnten (Frauen und Männern) intensiv und bewusst das Leben zu spüren.

Drei tragende Elemente prägen das Programm: Wohltuende Wellness- und Entspannungsübungen, leichte Wanderungen und Ausflüge in den Naturraum Hesselberg und Umgebung und nicht zuletzt Schriftworte meditieren und an Stille und Gebetszeiten teilnehmen können.

Ein durchgängiges thematisches Fundament gibt dem Seminar innere Struktur und macht die Teilnahme zu einem besonderen Erlebnis.

Leitung: Werner Hajek, Pfr. Bernd Reuther

■ »Wenn der Pfarrer tanzt...«

Sitztanzseminar für LeiterInnen von Seniorengruppen

24.07.09 (18.00 Uhr) – 26.07.09 (13.00 Uhr)

Am Beispielthema »Von Knoten und Knoten lösen« werden Sitztänze als moderne Form einer kirchlichen Seniorenarbeit vorgestellt. Die Seminarteilnehmer erleben wie Lebensfreude durch Bewegung zur Musik bei alten und behinderten Menschen geweckt wird. Weiter lernen sie Bausteine der Arbeit mit Rhythmusinstrumenten (sog. Percussion) und der Aktivierung mentaler Fitness (Gedächtnistraining) für Seniorengruppen kennen. In einem Werkstattgottesdienst am Sonntag können Elemente neuer Andachtsformen erfahren werden.

Auch als Einführung in Sitztanz für MitarbeiterInnen in Alten- und Pflegeheimen geeignet.

Leitung: Eugen Ritter, Angelika Reimer – beide zertifizierte Sitztanzeleiter (MHD)

Ansprechpartnerin: Dr. Christine Marx

■ Meditation und Schweigen am Hesselberg

27.07.09 (12.00 Uhr) – 31.07.09 (13.00 Uhr)

Das Herzensgebet als eine christliche Form der Meditation wird vorgestellt und einige Texte der Mütter und Väter werden dazu gelesen. Daneben strukturieren sich die Tage durch gemeinsame Gebetszeiten und persönliche Meditation. Drei Tage strenges Schweigen sind Teil des Seminars.

Leitung: Bernd Reuther

Ausblick:

■ Fit in 8 Tagen – Neuen Schwung ins Leben bringen

02.08.09 (18.00 Uhr) – 09.08.09 (10.30 Uhr)

Leitung: Werner Hajek, Pfr. Bernd Reuther

■ Wandern »Klassik«: Herbststimmung am Frankenweg

08.10.09 (15.00 Uhr) – 11.10.09 (13.00 Uhr)

Leitung: Werner Hajek

Frauenseminar

■ »Vergeben & Vergessen«

10.10.09 (09.30 – 16.30 Uhr)

Leitung: Heilpraktikerin Erika Vorlauffer

Ansprechpartnerin: Dr. Christine Marx

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Mainbrücke 16,
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren wurde:

Josef Valentin Mertten, 3. Kind von Tina und Lutz Mertten, am 17.1.2009 in Schweinfurt

Gestorben sind:

Gerhard Kufner, 74 Jahre, zuletzt Theol. Leiter am DW Hohenbrunn, am 24.11. in Augsburg (Wotwe: Inge)

Wolfram Schiffner, 62 Jahre, Pfarrer in Happurg, am 30.12. Happurg (Witwe: Bärbel)

Dr. Karl Leipziger, 83 Jahre, zuletzt Landespfarrer des DW, am 1.1. in Kempten (Witwe: Irmgard)

Paul Jurkat, 85 Jahre, zuletzt Pfarrer in Ipsheim, am 8.1. in Bad Windsheim (Witwe: Gertrud)

Christa Elisabeth Gaiser, 60 Jahre, am 12.1. in Kirchleus (Witwer: Eike)

Eberhard Bibelriether, 78 Jahre, zuletzt Pfarrer an Nbg. St. Sebald, am 16.1. in Nürnberg (Witwe: Christel)

Friedrich Dietsch, 76 Jahre, zuletzt in Wendelstein, am 31.1. in Erlangen (Witwe: Elfriede)

Letzte Meldung

Begrüßung eines Referenten für die Pfarrkonferenz: »Wir haben ja eine lange gemeinsame Geschichte - meine begann schon vorher.«

Bitte beachten Sie die neue Adresse der Geschäftsstelle des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins:

Mainbrücke 16
96 264 Altenkunstadt

Meditationswochenende

■ **Meine Zeit steht in deinen Händen**

16.10.09 (18.00 Uhr) – 18.10.09 (13.00 Uhr)
Leitung: Gisela und Joachim Butz

Anmeldung und Information: Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfingen; Telefon: 0 98 54 - 10-0; Fax: 10-50; E-Mail: info@ebz-hesselberg.de

Lesbisch-Schwuler Konvent in der ELKB

■ Frühjahrestreffen

21. März, 10 Uhr - 15 Uhr

Der Lesbisch-Schwule Konvent ist ein Zusammenschluss gleichgeschlechtlich veranlagter Männer und Frauen, die haupt-, neben- oder ehrenamtlich in Verkündigung oder Lehre der Evang.-Luth.Kirche in Bayern tätig sind. Das Konventstreffen bietet die Möglichkeit zum Austausch über aktuelle Entwicklungen und zur kollegialen Beratung.

Wer uns noch nicht kennt und beim Frühjahrestreffen teilnehmen möchte, meldet sich bitte bei: Christine Untch, christine.untch@elkb.de, Tel.: 089 - 93 99 82 80 Helmut Gottschling, E-mail: helmut.gottschling@t-online.de, Tel. (0 89) 21 26 86 27

Arbeitsgemeinschaft Kirchliche Erneuerung

■ AKE-Tag (mit Jahrehauptversammlung)

26. März 2009, 10.00 Uhr bis 18.00 Uhr

Ort: Nürnberg, Dr. Georg-Werr-Heim, Ingolstädter Str. 142 (U-Bahnen 1 u. 11 ab Hbf. Ausstieg »Hasenbuck«)

10.30 Uhr Hl. Messe - 12.00 Uhr Mittagessen - 14.30 Uhr Jahreshauptversammlung 16.00 Uhr Referat und Aussprache: Pfarrer Christian Schmidt (Regionalsbischof design.): Neues zisterziensisches Leben im Kloster Heilsbrunn - 17.45 Uhr Abendgebet (Vesper)

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluß ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund Druck und Medien GmbH Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax - 29.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) - auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins - sind zu richten an den Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de